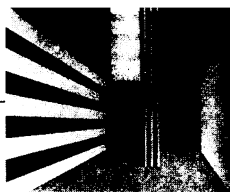


Etzemüller · Sozialgeschichte als politische Geschichte

Ordnungssysteme
Studien
zur Ideengeschichte
der Neuzeit



Herausgegeben von
Dietrich Beyrau,
Anselm Doering-Manteuffel
und Lutz Raphael
Band 9

R. Oldenbourg Verlag München 2001

Thomas Etzemüller

Sozialgeschichte als politische Geschichte

Werner Conze und die Neuorientierung
der westdeutschen Geschichtswissenschaft
nach 1945

R. Oldenbourg Verlag München 2001

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft
der VG WORT

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Etzemüller, Thomas:

Sozialgeschichte als politische Geschichte : Werner Conze und die Neuorientierung der
westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 / Thomas Etzemüller. – München :
Oldenbourg, 2001

(Ordnungssysteme ; Bd. 9)

Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2000

ISBN 3-486-56581-8

© 2001 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzu-
lässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrover-
filmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Gesamtherstellung: Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München

ISBN 3-486-56581-8

Inhalt

Einleitung	1
I Theoretischer Rahmen	2
II Der Begriff „Wahrheit“	8
III Durchführung und Aufbau der Arbeit	11
IV Literatur	14
V Quellen	17
VI Der Begriff „Sozialgeschichte“	19

Die „Vorgeschichte“

1. Königsberg – Göttingen	21
I Königsberg als Ausgangspunkt	22
II Die deutsche Ostforschung	35
III Göttingen als Brücke	40
IV Die „Rothfels-Gruppe“	44

Werner Conze

2. Ansatz und intellektuelle Prägungen	49
I Conzes Ansatz	50
II Die Annales	54
III Hans Freyer	60
IV Gunther Ipsen	66
V Otto Brunner	70
3. Die Strategie	90
I Der langsame Aufstieg in der Historikerzunft	90
II Rezensionen	105
III Empirische Arbeiten	114
IV Die Bedeutung von Reputation	124
4. Die „Position des Sprechers“	128
I Der lange Weg zum Ordinariat	129
II Heidelberg	145
III Der „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“	157
IV Was <i>ist</i> Sozialgeschichte?	160
V Die „Geschichtlichen Grundbegriffe“	171

Umfeld und Denkstil

5. Der Resonanzboden	177
I Gesellschaft	177
II Politikwissenschaft	190
III Soziologie	196
IV Schluß	210
6. Die Zunft	212
I Die „Zäsur“ von 1945 und die „Auseinandersetzung“ um die Sozialgeschichte	213
II Die „Rothfels-Gruppe“	236
III Die Historikertage 1958–1967	250
IV Sozialgeschichte als Erfolgsgeschichte?	262
7. Der Denkstil	268
I Der Denkstil	271
II Historiker als Ritter ihrer Nation: Die Politisierung von Wissenschaft	296

Die Nachwirkungen

8. Der Untergang im Sieg	310
I Brüche	311
II Neue Rahmenbedingungen für die Geschichtsschreibung	325
III Die „Sozialgeschichte in der Erweiterung“ und der Untergang im Sieg	335
IV Sozialgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Alltags- geschichte und Kulturgeschichte	344

Dank	355
------------	-----

Abstract	357
----------------	-----

Abkürzungen	360
-------------------	-----

Quellen- und Literaturverzeichnis	363
---	-----

1. Quellen	363
a. Ungedruckte Quellen	363
b. Gespräche und schriftliche Mitteilungen	366
c. Gedruckte Quellen	367
2. Literatur	411

Register	436
----------------	-----

*Ohne schriftliche Aufzeichnungen
gleicht sehr bald der Ruhm eines toten Kaisers
dem eines toten Esels:
Beide sind vergessen.
(Johannes von Salisbury, 12. Jh.)*

*Wenn wir einen Menschen schildern
und wir denken wir schildern ihn so wie er ist
so haben wir ihn ganz falsch geschildert
er ist nicht so wie wir ihn schildern
Wir erzählen eine Geschichte
und es ist eine ganz andere Geschichte
(Thomas Bernhard, 1981)*

*Denn erstens, was im Menschen denkt,
das ist gar nicht er,
sondern seine soziale Gemeinschaft.
(Ludwig Gumplowicz, 1905)*

*In Wahrheit halluzinieren wir ununterbrochen.
(Vilayanur Ramachandran, 2001)*

Einleitung

Unter den Historikern gibt es die Schmetterlinge und die Maulwürfe. Die Maulwürfe wühlen sich durch das Erdreich der Archive, die Schmetterlinge flattern über die Landschaft hinweg und betrachten sie von oben.
(Hans-Christoph Rublack, 1989)

„Ich [...] entwickelte für mich [...] die Sicht einer sozial-, daneben auch verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Durchdringung der nach meiner damaligen Auffassung bezüglich der Frage geschichtlicher Konditionierungen unzulänglichen deutschen Historie. Schon vor dem Kriege durch Hans Rothfels und Gunther Ipsen (Leipziger Soziologie), nunmehr durch Otto Brunner und Fernand Braudel angeregt, nahm ich eine Frontstellung – freilich weit weniger heftig als Braudel – gegen die ‚traditionelle‘ histoire historisante ein und suchte einen Weg, auf dem die überkommene Hermeneutik mit analytischen Methoden verbunden werden sollte.“¹⁾ Dieser Versuch der Durchdringung, die Werner Conze zu seinem Projekt erklärt hatte, war erfolgreich. Sozialgeschichte, die bis dahin in Deutschland gegen die verstehende, auf Individuen, Ideen, die Politik und den Staat orientierte Historiographie einen schweren Stand gehabt hatte, gewann seit den 1960er Jahren immer mehr an Boden – bis es heute selbstverständlich ist, von Sozialgeschichte zu sprechen und sie dabei nicht auf die Sektorwissenschaft „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ zu reduzieren. Wie kam es dazu? Wie sah der Durchdringungsprozeß aus?

Die Nennung der Namen von Hans Rothfels, Gunther Ipsen und Otto Brunner verweist freilich noch auf etwas anderes, nämlich auf die besondere politische Rolle, die sich mit der Etablierung der Sozialgeschichte in der Geschichtswissenschaft der jungen Bundesrepublik verband. Die frühe Sozialgeschichte, wie ich sie nennen werde, war stets politische Geschichte. Die Begriffe „Politikgeschichte“ und „politische Geschichte“ sind streng zu trennen. Die Politikgeschichte beschäftigt sich mit politischen Handlungen, die politische Geschichte übernimmt eine politische Aufgabe für die Gesellschaft. Jede Geschichtsschreibung kann politische Geschichte sein, die Politikgeschichte wie die Sozialgeschichte. Was zeichnet die Sozialgeschichte in diesem Sinne aus? Wie verbinden sich Wissenschaft und Politik, wie Gesellschaft und die Rolle des Historikers in dieser Gesellschaft? Warum bemühte sich Werner Conze überhaupt, die (west)deutsche Historiographie auf Sozialgeschichte umzustellen?

¹⁾ CONZE, Der Weg zur Sozialgeschichte nach 1945, S. 73 f.

I Theoretischer Rahmen

Wenn man diese Fragen beantworten will, so sollte man *nicht* davon ausgehen, daß sich neue Sichtweisen auf die Vergangenheit von selbst durchsetzen, einfach weil eine Zeit einer neuen Sicht auf die Vergangenheit bedarf, oder aber, weil einer neuen Sicht eine Qualität innewohnt, die sie nicht mehr ignorierbar macht, oder aber, weil sich Historiker nach einer rationalen Prüfung darauf verständigen, daß eine neue Sicht angemessen sei. Die erste Vorstellung übertreibt den Einfluß der Gesellschaft, die zweite stützt den Mythos von der reinen Idee, die dritte den des rationalen Diskurses. Ich werde anders vorgehen und zwei Richtungen der Analyse verfolgen.

Zum einen werde ich Handlungen untersuchen: „Will man eine Wissenschaft verstehen, so sollte man nicht in erster Linie ihre Theorien oder Entdeckungen ansehen und keinesfalls das, was ihre Apologeten über sie zu sagen haben, sondern das, was ihre Praktiker tun.“²⁾ Ohne Handlungen werden neue Sichtweisen auf die Vergangenheit – wie die Sozialgeschichte – kaum in die Öffentlichkeit treten. Sie werden nicht per se wahrgenommen, sondern Wahrnehmung muß zuerst initiiert werden. Dabei sollte man analytisch trennen zwischen strategischem Handeln und habituellem Handeln, obwohl beides in der Praxis aufs engste verwoben ist. Strategisch: Das sind alle Maßnahmen, die ergriffen werden, um einer Idee, einer Interpretation oder einem neuen methodischen Ansatz in der Wissenschaft Gehör und Geltung zu verschaffen. Es reicht nicht, zu forschen oder methodologische Überlegungen anzustellen. Wenn Ergebnisse zu sehr von dem abweichen, was die „normale Wissenschaft“ gewohnt ist, müssen sie eine hohe Hürde überwinden, um Eingang in den Wissenskanon zu finden. Solche Ergebnisse benötigen stützende Strategien, weil sie den eingespielten und deshalb effektiven Lauf normaler Wissenschaft erst einmal aufhalten, da erprobte Denkmuster überprüft werden müssen. Das kostet Wissenschaftler Ressourcen und viel von ihrer knappen Zeit, und solange

²⁾ GEERTZ, Dichte Beschreibung, S. 9f. Die folgenden Abschnitte bauen stark auf BOURDIEU, Homo academicus; FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache; KNORR-CETINA, Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft; DIES., Die Fabrikation von Erkenntnis; LUHMANN, Die Wissenschaft der Gesellschaft; DERS., Selbststeuerung der Wissenschaft; DERS., Vertrauen; WEBER, Priester der Klio, S. 13–36; außerdem auf KROHN/KÜPPERS, Die Selbstorganisation der Wissenschaft; auf einigen Texten von Ethnologen, die ihre Rolle in der Gesellschaft und die Bedingungen der Wissensproduktion ausgeleuchtet haben (etwa CLIFFORD/MARCUS, Writing Culture; FUCHS/BERG, Phänomenologie der Differenz; HANSON, The Making of the Maori); auf ASSMANN, Das kulturelle Gedächtnis; RAULFF, Ein Historiker im 20. Jahrhundert, sowie den Arbeiten jener Frühneuzeithistoriker, die zeigen, daß geistige Prozesse nicht nur auf der Systemebene *stattfinden*, sondern immer auch vor Ort *gemacht*, d. h. durch Praxis vollzogen werden müssen, um real werden zu können (exemplarisch: RUBLACK, ...hat die Nonne den Pfarrer geküßt; WEBER, Bemerkungen zu Luthers praktischem Beitrag bei der Ausbreitung und Durchsetzung seiner Lehre).

ihre Disziplin oder ihr Ansatz sich nicht in der Krise befinden, sehen sie keinen Anlaß, das Risiko des Zeitverlustes einzugehen.³⁾ Relevanz muß inszeniert werden.⁴⁾ Neue Ideen müssen gegen eine gewisse Beharrungskraft in der Wissenschaft durchgesetzt werden, da eine erprobte Sichtweise nicht gerne zugunsten einer neuen, unerprobten aufgegeben wird, Verständnisschwierigkeiten zwischen den „Alten“ und den „Jungen“ ebenso eine Rolle spielen wie drohender Prestigeverlust oder die Überzeugung, daß die bewährte Sicht auch unter gewandelten Bedingungen überlegen sei. Vor solchen Blockadereflexen sind Wissenschaftler, die ihrem Selbstverständnis nach zur unvoreingenommenen Prüfung von Wissen verpflichtet sind, nicht gefeit, etwa wenn wissenschaftliche Neuigkeiten mit dem Abblockbegriff „Mode“ aufgehalten werden sollen. Überzeugen beruht deshalb zu einem guten Teil auf Techniken der Inszenierung, nicht auf Diskussion von Erkenntnissen. Den Kollegen muß klar gemacht werden, weshalb es sich lohnen könnte, daß sie einer neuen Idee ihr Ohr leihen und sich dann mit ihr auseinandersetzen; man muß ihnen Unbekanntes vertraut machen oder zumindest vertraut erscheinen lassen. Solche Strategien bestehen darin, einen Gedanken oder Ansatz unermüdlich in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorzutragen, ihn aktiv zu propagieren. Man weist auf die Schwächen älterer Konzepte hin und auf die Vorteile des Neuen (die durchaus in einem Prestigezuwachs liegen können). Man sucht Verbündete zu gewinnen, sozialisiert wissenschaftlichen Nachwuchs und versucht, die Kommunikation in der Wissenschaft zu steuern. Man publiziert empirische Arbeiten, die den eigenen Ansatz durchexerzieren (oder regt sie zumindest an). Vor allem aber muß man institutionelle Positionen besetzen. Nichts wird als „wahr“ akzeptiert, wenn es nicht von der richtigen Position her geäußert wird, denn bei der Produktionsflut der Wissenschaft müssen Kriterien greifen, die Wissen vorab als relevant oder verworfbar selektieren. Eines dieser Kriterien ist die „Position des Sprechers“⁵⁾ im Gefüge der Wissenschaft. Sie ist in ein Netz eingefügt, das zum einen formal hierarchisiert ist (vom Ordinarius zum Studierenden), zum anderen informell (Reputation des Wissenschaftlers, seiner Universität, seiner Gruppe, seines Institutes usw.). Beide Hierarchisierungsprinzipien überschneiden sich jedoch und bestimmen die Bedeutung der Position, die ein Wissenschaftler innehat. Anhand ihrer erlaubt sich ein Leser erste Urteile über die Relevanz einer Aussage. Andere Kriterien sind der Ort, an dem Aussagen getätigt werden, die Häufigkeit, mit der eine Aussage zitiert wird (hier sind zugleich Zitationsort und Positionen der Zitierenden von Bedeutung) oder die Einschätzung des (literarischen) Stils, in dem eine Darstellung präsentiert wird.⁶⁾

3) Vgl. KUHN, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.

4) KNORR-CETINA, Die Fabrikation von Erkenntnis, S. 207–209.

5) FOUCAULT, Archäologie des Wissens, S. 75–82.

6) GEERTZ, Die künstlichen Wilden, S. 23 f. Dasselbe abstrakt-allgemein: BOURDIEU, Homo academicus, S. 70–74; vgl. auch GALTUNG, Struktur, Kultur und intellektueller Stil, S. 329 f., 337.

In der Wissenschaft existiert ein Gestrüpp verschiedener Kriterien, mit denen Aussagen bewertet werden. Die Kriterien haben keine absolute Geltung. Wie eine Aussage tatsächlich bewertet wird, hängt davon ab, mit welchen Kriterien sie in Verbindung gebracht wird, wie die Konstellation der Kriterien aussieht, die an einer Aussage haften. Deshalb ist strategisches Handeln nötig, das ein Kriteriennetz so formieren soll, daß Aussagen Gehör und Gewicht bekommen.⁷⁾ Das Problem ist freilich, daß man die Rezipienten und deren Gewichtung der Kriterien nie sicher im Griff hat. Im Leser nämlich verknüpfen sich die Kriterien zu einem anderen Netz, das ihn den Wert einer Aussage oft nicht so einschätzen läßt, wie ein Autor sich das erhofft hat. Da sind die Persönlichkeit des Rezipienten, sein Alter oder die erreichte Karrierestufe zu nennen. Konfession, Generationszusammenhang, soziale Herkunft und sozialer Status spielen eine Rolle, ebenso seine Aufgabe und Stellung im Wissenschaftsbetrieb, Loyalitätsverhältnisse sowie Schul- oder Institutszusammenhänge, in denen er steht.

Diese Konfiguration des Rezipienten zu erkennen, ist trotzdem kein unmögliches Unterfangen, weil auch die komplexeste Historikerpersönlichkeit stärker, als sie sich das oft eingestehen will, den anderen ähnelt. Die Kriterien bilden Muster, es lassen sich erwartbare Verhaltensweisen erkennen, die die Individuen zu Gruppenmitgliedern verschmelzen, und zwar Autoren wie Rezipienten. Ohnehin ist diese Trennung willkürlich, der Rezipient ist stets auch Autor, der (eigenen) Aussagen Gehör verschaffen will. Wie die Reaktion von Rezipienten tendenziell prognostizierbaren Bahnen folgt, so geschieht auch strategisches Handeln zu einem guten Teil „automatisiert“, habitualisiert.⁸⁾ Um bei der aktiven Seite zu bleiben: Das feine Gespür, das man benötigt, um die richtigen Entscheidungen zu treffen, die das Kriteriennetz erfolgreich beeinflussen sollen, wird einem in der wissenschaftlichen Ausbildung mit oder ohne ausdrückliche Worte anerzogen, d. h. vorgelebt – wer es nicht „lernt“, wer es nicht mitlebt, scheidet aus. Man „weiß“ unbewußt, was richtig, falsch oder opportun ist. Man eignet sich einen Stil an, den eine akademische Gemeinde zu lesen wünscht: „Gute, stilvolle Arbeiten erwecken sofort solidarische Stimmung beim Leser, und sie ist es, die nach einigen Sätzen das Buch zu schätzen zwingt und wirkungsvoll macht. Nachher erst überprüft man die Einzelheiten: [...] insbesondere auch, ob traditionsgemäß [...] vorgegangen worden ist. Diese Feststellungen legitimieren die Arbeit zum Wissenschaftsbestand und machen das Dargestellte zur wissenschaftlichen Tatsache.“⁹⁾ Man verwendet die Reiz-

7) Zwei Beispiele für solches Handeln: Leopold von Ranke (vgl. WEBER, *Priester der Klio*, S. 210–222) und Paul F. Lazarsfeld (vgl. POLLAK, *Paul F. Lazarsfeld – Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns*).

8) Vgl. BOURDIEU, *Die feinen Unterschiede*, S. 277–399.

9) FLECK, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, S. 189f. Stilvoll meint: Im Stil, den eine Gruppe gutheißt, geschrieben. Johan GALTUNG, *Struktur, Kultur und intellektueller Stil*, hat vier globale Wissenschaftsstile ausgemacht, die nicht nur den literari-

und Schlüsselwörter, mit denen man sich bestimmten Lagern zuordnet und von anderen demonstrativ absetzt. Man sucht ohne Mühe die richtigen Publikationsorte und Tagungen auf, „weiß“ exakt, mit wem es sich zu sprechen lohnt, wer in der Hierarchie wo steht und wie und wie lange man sich mit einem Assistenten oder aber mit einem Ordinarius unterhält. Man kleidet und bewegt sich entsprechend seiner wissenschaftlichen Umgebung,¹⁰⁾ man lernt die Dinge zu sehen und zu beurteilen, wie die anderen sie sehen und beurteilen. So gewinnt man gegenseitig die Herzen, wird „Seinesgleichen“ und erweckt, durch vertrautes Verhalten, Vertrauen in die eigene wissenschaftliche Tätigkeit. Man gibt die Gewähr, daß das Risiko einer Prüfung lohnt, und erwirbt, wenn die Kollegen nach der Prüfung das Vertrauen gerechtfertigt sehen, Reputation, die man investiert, um der weiteren Arbeit Gewicht zu verschaffen. Selbst Aussagen und Ideen, die von ihrer Struktur her vollkommen in den Rahmen normaler Wissenschaft passen, benötigen Symbole, die ihren Nutzen indizieren und Geltung für sie beanspruchen, da sie sonst, wie mit einem Tarnkäppchen überzogen, weniger gut oder gar nicht wahrgenommen werden. Deshalb muß man zugleich in drei Richtungen handeln: Vertrauen erwecken, Positionen besetzen und Überzeugungen formieren, um seine Sichtweisen durchsetzen zu können. Konformität, wissenschaftliche Qualität, stützende Strategien und Reputation gehen Hand in Hand bei der Etablierung von Wissen.

Dieses System ist grundsätzlich notwendig, damit Wissenschaft funktionieren kann. Der Betrieb der Wissensproduktion muß organisiert werden, um durch geregelte Ausschlüsse irrelevanter Informationen Zeit für die Produktion von Wissen freihalten zu können. Das ruft allerdings ein Paradox auf den Plan. Dem Ethos der Wissenschaft zufolge darf eine Aussage nicht vom Geschick des Sprechers, vom Kalkül abhängen, faktisch jedoch gleicht eine Aussage ohne forcierendes Kalkül einer nichtgesprochenen Aussage. Das Paradox wird dadurch gelöst, daß wissenschaftliches Handeln zu einem guten Teil habitualisiert ist und deshalb „natürlich“, nicht-kalkuliert erscheint. Das verbirgt, daß habitualisiertes Handeln Kalkül ermöglicht. Man macht sich über die Regeln wenig Gedanken – wiewohl man sie ahnt –, man trägt sie in sich und handelt um so zielsicherer. Daß man über die Regeln kaum reflektiert, ermöglicht es

schen Stil, sondern auch die Diskussions- und Denkweisen prägen: den teutonischen, den angelsächsischen, den französischen und den nipponischen Stil. Interessant in diesem Zusammenhang auch LEPENIES, Der Wissenschaftler als Autor.

¹⁰⁾ Es ist äußerst interessant, über Jahre hinweg an einer Universität den Werdegang eines Geschichtsstudenten zum Dozenten zu beobachten: Die Kleidung wird vornehmer und derjenigen der Professoren immer ähnlicher, die Bewegungen werden gemessen und kalkuliert, die Sprache wird professioneller, zunehmend strahlt alles Seriosität aus. Alles zeigt: Man hat seine Jugend abgelegt, man hat die Grenze vom Studenten zum Lehrenden überschritten, man schert nicht aus, man verdient es, ernstgenommen zu werden.

allen, besten Gewissens den Schein zu wahren, daß in erster Linie die Sache zählt.¹¹⁾

Ludwik Fleck hat drei entscheidende Punkte für die Analyse der Wissensproduktion in den Naturwissenschaften hervorgehoben und in einen theoretischen Zusammenhang gebracht: Erstens, Tatsachen werden nicht vorgefunden, sie werden konstruiert. Zweitens, die Konstruktion ist keine rein intellektuelle Leistung, sondern in hohem Maße durch soziale Tätigkeiten bestimmt. Drittens ist sie nicht beliebig, sie wird durch die „psychologische Stimmung“ einer Zeit wie durch den „Denkstil“ eines „Denkkollektivs“ gesteuert.¹²⁾ Das führt uns zur zweiten Analyseebene, zum Denkstil. Das Denkkollektiv ist eine Gemeinschaft von Wissenschaftlern, die in gedanklicher und sozialer Wechselwirkung stehen und die Träger eines spezifischen Denkstiles sind. Der Denkstil ist eine gedankliche Verarbeitung der Welt, die an einem Denkkollektiv hängt und seine Mitglieder zwingt, die Welt auf eine bestimmte Art zu sehen. Er eint das Kollektiv, das Kollektiv sozialisiert seine Mitglieder in diesem Denkstil und tradiert ihn auf diese Weise. Er ist gerichtetes Gestaltsehen, d. h. man strukturiert den Wust der Daten nicht, weil die Realität eine Struktur aufscheinen läßt, sondern weil man in einem langen Sozialisationsprozeß gelernt hat, ein bestimmtes Bild wahrzunehmen – oder gerade nicht: „Ein Beispiel aus dem Alltagsleben: Zur Zeit als die Sexualität gleichbedeutend war der Unreinheit, und Naivität der Reinheit, galten die naiven Kinder für asexuell. Man konnte ihre Sexualität nicht sehen.“¹³⁾

Ein Denkstil unterscheidet sich von Diskursen. Diskurse sind Ansammlungen ganz heterogener Aussagen, die in ganz verschiedenen Formen von Dokumenten und im Rahmen ganz unterschiedlicher Kontexte entstehen. Die Aussagen haben oberflächlich betrachtet nichts miteinander zu tun, aber ungeachtet

¹¹⁾ Diese Denkfigur stammt von BOURDIEU, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Dysfunktional wird das System freilich, wenn die Symbole, die regelkonforme und relevante Wissensproduktion indizieren sollen, für die Sache selbst genommen werden: lange Publikationslisten, umfangreiche Literaturverzeichnisse und – verächtlich belächelt, aber eben doch zu oft geglaubt – das *namedropping* all der Autoren, die man oft nicht gelesen hat. Gerade das kann – noch dysfunktionaler – verheerend auf die zitierten Autoren zurückschlagen, wenn nämlich die Leser sie, weil zu oft zitiert gesehen, mit dem Etikett „modisch“ belegen und abhaken, oft ohne sie je gelesen zu haben.

¹²⁾ FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Im Vergleich zu Thomas S. Kuhns Paradigmenmodell (vgl. KUHN, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen; DERS., Die Entstehung des Neuen), das zu erheblichen Teilen auf Flecks Studie aufbaut, läßt sich Flecks Ansatz wesentlich besser auf die Geisteswissenschaften übertragen, da mit dem Begriff „Denkstil“ eine flexiblere Vorstellung als mit dem des Paradigmas verbunden ist, und weil mit dem Begriff „Denkkollektiv“ und der Metapher der „psychologischen Stimmung“ die Verbindung zwischen Wissensproduktion und sozialer Interaktion enger ausfällt als bei Kuhn.

¹³⁾ FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, bes. S. 40–70 (Zitat S. 43).

der Sache, die sie bezeichnen, und ihrer Intentionen, faßt ein Diskurs Aussagen zusammen und gibt ihnen eine Form. Im selben Moment ist diese Formgebung eine Praxis, denn die durch den Diskurs gestiftete neue Ordnung von Aussagen erzeugt Effekte in der Gesellschaft, die jenseits der ursprünglichen Intentionen und Entstehungszusammenhänge der einzelnen Aussagen liegen. Ein Diskurs richtet die Welt zu. Michel Foucault hat den Gefängnis-Diskurs geschildert und gezeigt, welche Auswirkungen er auf die Gesellschaft hatte: Er war Teil einer großen Disziplinierungsentwicklung, die niemand geplant, die niemand im Griff hatte, die niemand steuerte und die trotzdem entstand. Diskurse lassen sich nicht auf Denkkollektive oder gar einzelne Denker reduzieren, sie übergreifen Denkkollektive, eine Gesellschaft, ein, zwei Jahrhunderte, und sie formieren deren Entwicklung – damit aber auch indirekt wieder die Historiographie, die Historiker im „Auftrag“ der Gesellschaft und als ihr Teil schreiben.¹⁴⁾

Das jedoch ist das Gemeinsame zwischen Denkstilen und Diskursen: Sie sind verborgene Formatierungsprinzipien, die das Bild, das ein Historiker von der Vergangenheit sieht und niederschreibt, prägen; diese Formatierungsprinzipien entdeckt man in der Narratio seiner Geschichte. Die Erzählung über die Vergangenheit ist immer das Ergebnis von spezifischen Denkstilen, gesellschaftlichen Tabus, herrschenden Werten und von Diskursen. Zusammen funktioniert all das gleich einem Filter, der, ohne ausdrückliche Regeln, ohne ausdrückliche Verbotssysteme, den Historikern nahelegt oder vorgibt, was sie zu sehen, zu denken oder zu fragen und zu beschreiben in der Lage sind oder gar nicht erkennen können.

Die Bedeutung von wissenschaftsstrategischem Handeln und von Denkstilen für die Genese geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis wird im Vordergrund meiner Untersuchung stehen. Doch weil Handlungen wie Denkstile im gesellschaftlichen Umfeld verwurzelt sind, werde ich v.a. die Entwicklung des Bildungswesens und des Wissenschaftssystems berücksichtigen, denn diese eröffnen Möglichkeitsräume für Aussagen, weisen Positionen des Sprechers zu und formieren das Klima der Rezeption.

Die Welt der Ideen, der soziale Raum und das Handeln von Menschen hängen unlösbar und ineinander verklammert zusammen. Weder eine klassische Ideengeschichte noch eine Wissenschaftsgeschichte, bei der die Wissensproduktion allein auf gesellschaftliche Strukturen oder Institutionen bezogen wird, genügen. Der Wissenschaft „Äußeres“ und der Wissenschaft „Inneres“ sind verflochten, intellektuelle Arbeit und Taktik ebenso, auch strategisches und habituelles Handeln. Dies zu trennen, ist analytisch sinnvoll, aber in keinem der Teile finden wir eine ausreichende Antwort dafür, was Wissenschaft ausmacht. Gesellschaft, Geschichtswissenschaft und Historiker; Disposition, Biographie

¹⁴⁾ Vgl. FOUCAULT, Die Ordnung der Dinge; DERS., Archäologie des Wissens; DERS., Die Ordnung des Diskurses; DERS., Überwachen und Strafen; DERS., Der Wille zum Wissen.

und Handeln verschränken sich zu einer Einheit, in der und durch die eine „Wahrheit“ in der Geschichtswissenschaft etabliert werden kann, in unserem Falle die Sozialgeschichte.

II Der Begriff „Wahrheit“

Damit sind wir bei einem Begriff angelangt, der erläuterungsbedürftig ist: Wahrheit. Wahr ist, was *wirklich* war – eine Aussage stimmt mit dem überein, was sie beschreibt oder bezeichnet. Diese Korrespondenztheorie von Wahrheit entspricht dem Alltagsgebrauch des Begriffes, mit dem viele Historiker operieren. Daneben unterscheidet die Philosophie im wesentlichen als drei weitere Theorien die Kohärenztheorie (wahr ist eine Aussage, die kohärent in ein System anderer Aussagen sich einfügt), die Konsenstheorie (wahr ist, worin man übereinstimmt) und die *performance theory of truth* (eine Aussage als wahr zu bezeichnen ist keine Aussage über die Qualität der Aussage, sondern eine Handlung, ein Akt der Zustimmung zu einer Aussage).¹⁵⁾ Gerade die letzte Theorie liegt im Bereich derjenigen Wahrheitskonzeptionen, auf die ich mich im folgenden stützen werde. Sie sei in wenigen Worten angedeutet. Für Michel Foucault ist „Wahrheit nicht ‚das Ensemble der wahren Dinge, die zu entdecken oder zu akzeptieren sind‘, [...] sondern ‚das Ensemble der Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird‘“. Aussagen, die als wahr gelten, sind unlösbar mit Macht verbunden, weil sie eingesetzt werden, um in die Gesellschaft Machtbeziehungen einzufügen¹⁶⁾ – etwa die Wahrheit, daß Frauen „von Natur

¹⁵⁾ Siehe z. B. The Encyclopedia of Philosophy (New York/London 1967), die Enzyklopädie der Philosophie und Wissenschaftstheorie (Stuttgart/Weimar 1996) oder KÜNNE, Wahrheit. Das populäre dtv-Brockhaus-Lexikon in 20 Bänden (Mannheim/München 1988) verzeichnet nur die Korrespondenztheorie, die so als *die* Wahrheitstheorie erscheint.

¹⁶⁾ Vgl. FOUCAULT, Dispositive der Macht, S. 21–54 (Zitat S. 53); DERS., Die Ordnung des Diskurses, S. 22–25. Deshalb sollte man auch den Wissenschaftsbetrieb einer Analyse der Machtbeziehungen unterwerfen. Hilfreich dafür sind: FOUCAULT, Der Wille zum Wissen; DERS., Dispositive der Macht, S. 55–95, 104–117; BOURDIEU, Homo academicus; LUHMANN, Macht. Man müßte jedoch, wenn man Luhmann folgte und Foucault in diesem Punkt verwürfe, trennen zwischen Macht im Sinne von Herrschaftsausübung und Macht, die unabdingbares Medium ist, um Hierarchisierungen und Differenzierungen, die ein System braucht, zu etablieren. Die „Macht“ des Ordinarius in diesem Sinne ist eine Systemfunktion. Da er in der Wissenschaft eine herausgehobene Position besitzt, strukturiert und selektiert er *automatisch* Kommunikation und macht sie so handhabbar. In der Praxis laufen beide Machtbegriffe, der komplexitätsreduzierende und der repressive, ineinander, denn natürlich nutzen Ordinarien ihre persönliche Macht, um die Kommunikation *in ihrem Sinne* zu selektieren und zu steuern – meist aus der aufklärerischen Überzeugung heraus, daß ihr Kommunikationspfad dem Wohle der Gesellschaft diene und der bekämpfte ihm schade. Von daher gehen auch Intention, Habitus und Systemfunktion ineinander über. Der Ordinarius erfüllt auf seiner Position eine Systemfunktion, er ist habitusgesteuert, doch kann er seine Position

aus“ nicht für das Studium geeignet seien. Für Niklas Luhmann dagegen ist Wahrheit ein *label*, das erfolgreiche Kommunikation signalisiert. Ist Kommunikation erfolgreich, d. h. kann Kommunikation an andere Kommunikation anschließen, wird sie als wahr bezeichnet und auf dieser Selektionsschiene fortgeführt. Es ist dabei nicht zu überprüfen, ob Aussagen über die Realität wirklich die Realität treffen – ob das Zeichen mit dem Bezeichneten wirklich übereinstimmt –, das ist auch unnötig, solange sich Kommunikation bewährt, d. h. fortgesetzt werden kann.¹⁷⁾ Allerdings hat das Etikett „wahr“ immer nur in bestimmten sozialen Räumen Gültigkeit, nur in einem bestimmten Raum hat Kommunikation Erfolg – Frauen wollten schon früher nicht das erwähnte Diktum wahr heißen (aber sie hatten nicht die Macht, es umzuetikettieren). Für Ludwik Fleck schließlich ist Wahrheit das, was in einem (naturwissenschaftlichen) Denkkollektiv für alle Mitglieder verbindlich gilt. Wahrheit ist nicht subjektiv oder relativ, sondern sie „ist immer oder fast immer, innerhalb eines Denkstils, vollständig determiniert. Man kann nie sagen, derselbe Gedanke sei für A wahr und für B falsch. Gehören A und B demselben Denkkollektive an, dann ist der Gedanke für beide entweder wahr oder falsch. Gehören sie aber verschiedenen Denkkollektiven an, so ist es eben *nicht derselbe* Gedanke, da er für einen von ihnen unklar sein muß oder von ihm anders verstanden wird. Auch ist Wahrheit nicht Konvention, sondern im historischen Längsschnitt: denkgeschichtliches Ereignis, in momentanem Zusammenhange: stilgemäßer Denkwang.“¹⁸⁾

Für Foucault, Luhmann und Fleck ist – trotz aller Differenzen – Wahrheit ein Produkt sozialer Beziehungen und ein Mittel, innerhalb dieser Beziehungen zu handeln. Ich schließe mit meinem Wahrheitsbegriff an sie an und folge Wolfgang Webers „Arbeitshypothese [...], daß wissenschaftliche Arbeit noch weniger als bisher als ‚objektive‘ Wahrheit denn als soziale Wahrheit angesehen werden muß, daß es mithin weniger darauf ankommt, ob eine Theorie unter den gegebenen Maßstäben als objektiv richtig erscheint als darauf, ob sie von der Gemeinschaft der Fachwissenschaftler anerkannt wird, aus welchen Grün-

nutzen, um seine Intentionen durchzusetzen zu versuchen. Da der Habitus freilich verhältnismäßig konstant bleibt, die Systemumgebung sich jedoch verhältnismäßig rasch wandelt, wird die Macht des Ordinarius irgendwann kontraproduktiv, nämlich dann, wenn er seiner ansozialisierten Haltung zur Welt, die er für die einzig angemessene Haltung hält, qua Systemposition auch dann noch Aufmerksamkeit verschaffen kann, wenn das den Lauf der Welt schon lange stört. Nicht unberücksichtigt sollte bei einer solchen Analyse die Frage bleiben, inwieweit der Habitus den Ordinarien Herrschaftsausübung als Selbstverständlichkeit erscheinen läßt und sie gegen persönliche wie wissenschaftliche Kritik immunisiert.

¹⁷⁾ Vgl. LUHMANN, die Wissenschaft der Gesellschaft, S. 167–189; DERS., Selbststeuerung der Wissenschaft, S. 233 f. Der Begriff „Bewährung“ soll aus dem Dilemma führen, daß man keine „wahre“ Aussage über „Wahrheit“ machen kann.

¹⁸⁾ FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, S. 131 (Hervorhebung von Fleck).

den auch immer.“¹⁹⁾ Ich möchte allerdings aus Gründen der Klarheit mehrere – miteinander verbundene – Ebenen unterscheiden: 1. den *Produktionsrahmen* (Gesellschaft, Gruppen und Institutionen schaffen einen Rahmen, der wahre von unwahren Aussagen trennt), 2. die *Produktionskriterien* (etwa fachliche Standards und Methoden, die Erkenntnisse selektieren, Inhalte definieren und Aussagen formatieren; sie sind ein Produkt gesellschaftlicher Entwicklungen, mit denen sie sich in „langer Dauer“ wandeln, und hängen eng an Weltbildern²⁰⁾), 3. die *Geltungsräume* (diejenigen Segmente einer Gesellschaft, in denen eine Aussage prinzipiell die Chance hat, für wahr genommen zu werden) und 4. die *Geltungssituationen* (entweder ein Zeitraum auf der chronologischen Achse, in dem eine Aussage faktisch wahr war, oder eine Situation, in der eine Aussage von einer Gruppe faktisch für wahr genommen wird). Es ist durchaus möglich, Aussagen zu produzieren, die sich nicht „im Wahren“ befinden, weil sie außerhalb eines Geltungsraumes stehen. Daß nichts in der Welt sei, was nicht in den Akten stehe, war lange Zeit für Politikhistoriker ein methodisches Dogma. Abweichende Aussagen galten insoweit als unwahr, als ihnen keine Relevanz für Erkenntnisse über die Realität zugeschrieben wurde. Und für die traditionelle Geistesgeschichte konnte es bis vor kurzem einfach nicht wahr sein, daß zwielichtige Pamphletschreiber, „Literaten im Untergrund“, von Bedeutung für den großartigen Prozeß der Aufklärung hätten sein können, deshalb konnten allenfalls Außenseiter darüber sprechen. Sie mußten die Produktionskriterien ändern, der Produktionsrahmen änderte sich, dadurch wurden diesen Aussagen Geltungsräume eröffnet, sie rückten ins Wahre – die Außenseiter wurden zu Wahr-Sagern.²¹⁾

Durch diese Andeutungen sollte sichtbar geworden sein, daß man Wahrheit als Produkt eines auf mehreren Ebenen angelegten Ineinandergreifens sozialer und geistiger Dispositionen, von Situationen und Handlungen verstehen sollte, durch das Denken, Handlungen und Äußerungen einerseits geprägt und gesteuert sind, und daß andererseits diese Vorprägungen auf eine epochen-, zeit-, gesellschafts-, system-, fach-, institutionen- und gruppenspezifische sowie individuelle Weise jeweils konkretisiert werden. Man sagt zwar etwas vage, jede Generation müsse die Geschichte neu schreiben, weil sie anders sehe – doch man sollte viel deutlicher sagen, daß unsere Wahrheit von der Vergangenheit das Produkt dessen ist, was wir sehen wollen und dürfen, was uns Methoden und geistige Dispositionen zu sehen erlauben und was schließlich die Historiker aus all dem machen und als zeigbar zulassen. Und wenn man von diesem End-

¹⁹⁾ WEBER, *Priester der Klio*, S. 19.

²⁰⁾ Vgl. auch ebd., S. 17f.

²¹⁾ Die Denkfigur des Im-Wahren-sein bei FOUCAULT, *Die Ordnung des Diskurses*, S. 24. Robert Darnton ist der wohl bekannteste Ins-Wahre-Rücker der vorrevolutionären französischen Untergrundpresse, vgl. nur DARNTON, *Literaten im Untergrund*.

ergebnis, dem fertigen Text, jener Einheit, die die klassische Ideengeschichte so absolut gesetzt hat, zurückblickt auf das weite Feld, auf dem die Umstände liegen, die das Ergebnis möglich gemacht haben, so wird man vollständiger die Frage beantworten können, wie historisches Wissen zustande kommt und wodurch es formiert ist, als wenn man Werke als fertige Einheiten behandelt und bloß mit ihresgleichen, dem jeweiligen Zeitgeist oder anderen Autoren in Beziehung setzt. Die Lebenswelt prägt den Erkenntnisprozeß, die Haltung zur Welt die Sicht auf die Welt. Erkennen ist sozial bedingt, die Durchsetzung von Erkenntnis ist eine soziale Handlung. „Intellektuelles Feld“ und „soziales Feld“ sind nicht zu trennen, „Lebensstil“ und „Denkstil“ aufeinander bezogen.

III Durchführung und Aufbau der Arbeit

Die theoretischen Bemerkungen der letzten beiden Abschnitte bieten die Folie, die Leitschnur, um im folgenden die Sozialgeschichte in der frühen Bundesrepublik zu untersuchen. Das Schwergewicht wird auf Werner Conze liegen, denn er war derjenige, der die sozialgeschichtliche Durchdringung der gesamten Geschichtswissenschaft mit dem meisten Nachdruck verfolgt hat. Er erarbeitete sich in der Historikerkunft allmählich eine jener raren Positionen, die seiner Stimme eine Kraft verlieh, welche seine Aussagen unüberhörbar machte. Im Netzwerk der Historiker gelangte er an einen derjenigen Punkte, von denen aus die Gestalt des Netzes, die Figuration von Positionen und wissenschaftlichen Aussagen, also die Richtung der Forschung, beeinflußt werden konnte, und er nutzte die Möglichkeiten, die Sozialgeschichte „ins Wahre“ zu setzen.

Nun stehen Historiker nicht allein. Werner Conze wuchs wissenschaftlich in einem bestimmten Kontext auf, in Königsberg. Hier wurde er ausgebildet, Königsberg prägte seinen Ansatz und die Art, wie er Gegenwart und Vergangenheit betrachtete, in Königsberg schloß er sich einem Personenkreis an, der seinen Denkstil verfestigte und ihm institutionellen Rückhalt bot. Mit den Königsbergern wanderte er nach Kriegsende in den Westen, mit ihnen gelang es ihm, nachdem der Krieg seine Karriere zunächst abgebrochen hatte, sich erneut in der Wissenschaft zu etablieren. Sie gaben ihm in der Zunft den Rückhalt, der nötig war, um seine Ideen zu propagieren. Die Königsberger bildeten keine „Schule“ im strengen und eine „Gruppe“ nur in einem eingeschränkten Sinne. Auch der Begriff „Hausmacht“ trifft nicht ganz, denn er erinnert zu sehr an die Politik und würde eine Führungsrolle Conzes implizieren. Doch ganz falsch sind diese Begriffe nicht. Die Königsberger bildeten eine Schule, insofern sie die Welt und die Vergangenheit auf eine ganz spezifische Weise ähnlich sahen – weil sie alle ähnliche Erfahrungen gemacht hatten. Sie waren eine Gruppe, insofern sie, geschart um die Vaterfigur Hans Rothfels, eine Gemeinschaft bil-

deten, deren Mitglieder zusammenhielten – weil sie ein Lebensgefühl teilten. Und sie waren Conzes Hausmacht, insofern sie wichtige und allmählich die wichtigsten Positionen in der Zunft besetzten und damit den Resonanzboden für seinen Ansatz vergrößerten – weil dieser Ansatz ihrer Weltsicht nicht fremd war.

Eine neue Wahrheit benötigt ein Umfeld. In ganz Deutschland gab es eine Reihe von Historikern, denen an einer Stärkung der Sozialgeschichte gelegen war. Sie folgten nicht alle ein und derselben Idee, was unter Sozialgeschichte zu verstehen sei und wie stark die Geschichtswissenschaft tatsächlich sozialhistorisch angereichert werden sollte. Das hing auch von den Zielen ab, die sie (implizit) mit der Sozialgeschichte verbanden. Differenzen zwischen Sozialhistorikern bestanden vor 1945 und darüber hinaus fort. Die immer unscharfe Idee „Sozialgeschichte“ einte sie, ohne die Unterschiede auszulöschen. Sie befanden sich gegenüber den traditionellen Politikhistorikern in der Minderheit, doch weil sie sich nicht als Bilderstürmer gebärdeten, die die Zunft herausfordern wollten, wurden keine Gräben aufgerissen. Bestimmte zentrale Werte und Denkfiguren wurden bis Mitte der sechziger Jahre von fast allen Historikern geteilt, das einte die Zunft. Es gab keine Kontroverse über den Nutzen und die exakte Definition von Sozialgeschichte. Ihre Notwendigkeit wurde von vielen Historikern verbal anerkannt, sie stieß also auf ihr freundliches Desinteresse. Bevor sie sich die Mühe machten, Sozialgeschichte ernsthaft zu beachten, mußte diese der Zunft geduldig und unermüdlich injiziert werden. Die Widerstände waren eher passiver Art, die Überzeugungsarbeit mühsame Kärnerarbeit.²²⁾

Das geschah nicht allein im Zusammenspiel von Sozialhistorikern und zurückhaltenden Kollegen. Die geistige Struktur der Zeit änderte sich, der „Zeitgeist“, sowohl in der Gesellschaft als auch bei Historikern. Nachbarfächer wie Soziologie und Politikwissenschaften setzten sich endgültig im akademischen Feld fest und trugen dazu bei, die Sicht auf die Gesellschaft (und damit indirekt: auf die Vergangenheit) umzuformen, sie beschleunigten die Annäherung der Geschichtswissenschaft an die Soziologie. Der Verlauf der bundesrepublikanischen Geschichte selbst, von den Historikern erfahren, veränderte ihren Blick auf die (Vor-)Geschichte. Das Bildungswesen expandierte, „explo-

22) Anders CHUN, Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit, der bei seiner Darstellung der Auseinandersetzung westdeutscher Neuzeithistoriker mit der Moderne vom Ideal einer rationalen Diskussion ausgeht: Die Krise der Geschichtswissenschaft nach 1945 habe bei *den* Historikern (die er als Einheit behandelt) die geordnete Suche nach einer neuen Methodologie ausgelöst. Weil er rhetorische Zugeständnisse (etwa an die Sozialgeschichte) für ernsthafte theoretische Reflexionen der Historiker nimmt, kann Chun die Auseinandersetzung mit der Moderne oder um Vor- und Nachteile der „Kulturgeschichte“ als nüchternes, reflektiertes Nachdenken der Zunft darstellen. Dadurch übersieht er, wie ungeordnet, wie doppelbödig, wie wenig bewußt die Anpassung der Historiographie an die Moderne und an neue Ansätze der Geschichtsschreibung erfolgte (vgl. dagegen unten, Kap. 6/I).

dierte“, schuf neue Positionen, wertete die alten um und bot auf diese Weise seit den späten sechziger Jahren immer mehr (jungen) Historikern mit anderen Erfahrungen, anderen Werten und anderen Zielen die Möglichkeit, ihre (sozialgeschichtliche) Wahrheit zu lehren. Sie führten die Umgestaltung der Zunft fort und trugen zur Durchsetzung von Sozialgeschichte bei – nur nicht unbedingt im Sinne Werner Conzes.

Die Geschichte der Sozialgeschichte in der Bundesrepublik ist also nicht als die Geschichte eines Helden, nicht als die Geschichte einer rebellischen Gruppe und nicht als die Geschichte eines unaufhaltsamen Fortschrittes zu schreiben. Denn die Geschichte der Sozialgeschichte lief nicht etwa nach einer Erfolgsgeschichte Conzes auf den nächsten Höhepunkt, eine Erfolgsgeschichte der „Historischen Sozialwissenschaft“, und heute vielleicht auf einen dritten, die „Kulturgeschichte“, zu. Die Geschichte der Sozialgeschichte ist keine Geschichte sozialgeschichtlicher Schulen, die sich in chronologischer Abfolge überboten. Sie ist die Geschichte paralleler Entwicklungen, mehrerer Brüche und Kontinuitäten, einer komplexen Genese, in der verschiedene Stränge sich überlagerten, beeinflussten und mehrere Verschiebungen in der Art, Geschichte zu schreiben, verursachten, ohne daß die einzelnen Stränge je gänzlich von solchen Verschiebungen eliminiert wurden.

Ich werde zunächst die Grundlagen skizzieren, von denen Conzes Projekt einer Sozialgeschichte in der Nachkriegszeit auszugehen hatte: Charakteristika des Königsberger Milieus und der deutschen Ostforschung. Sie präformierten die Sozialgeschichte (Kapitel 1). Die folgenden drei Kapitel sind Werner Conze gewidmet: Zuerst ein ideengeschichtliches Kapitel, das von seinem theoretischen Ansatz und geistigen Einflüssen auf ihn handelt (Kapitel 2), dann eines, in welchem ich seine strategischen Maßnahmen zur Durchsetzung der Sozialgeschichte herausarbeite (Kapitel 3), schließlich eines, das seinen institutionellen Aufstieg auf eine einflußreiche Position des Sprechers zum Inhalt hat (Kapitel 4). In Kapitel 5 beleuchte ich das wissenschaftliche und gesellschaftliche Umfeld, das eine neue Sicht auf die Vergangenheit provozierte, forderte und förderte, in Kapitel 6 die Bedeutung der Gruppe, der Königsberger, sowie die Bedeutung des „Faches“, der Geschichtswissenschaft, für die Durchsetzung der Sozialgeschichte. Anstöße aus dem gesellschaftlichen Umfeld reichen nicht aus, um einen neuen Blick durchzusetzen, die Haltung des Faches ist eine entscheidende Bedingung für die Umorientierung der Geschichtsschreibung. Es folgt eine *tour de force* durch den Denkstil der frühen Sozialhistoriker, die das Eigentümliche ihrer Weltsicht und damit das spezifisch Politische der frühen Sozialgeschichte herausarbeitet (Kapitel 7). Abschließend der „Untergang im Sieg“, der Erfolg, der letztlich so anders ausfiel als erwartet (Kapitel 8). Behandeln die Kapitel 2 bis 6 den zentralen Zeitraum von etwa 1945 bis 1965, so skizziere ich im letzten Kapitel die Entwicklung bis in die neunziger Jahre und stelle die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen. Am

Ende soll deutlich geworden sein, wie und wieso Sozialgeschichte (im Plural ihrer heterogenen Einheit) in der frühen Bundesrepublik ihren Aufschwung nahm, welches eine Zeitlang ihre eigentümliche Prägung und Aufgabe als politische Geschichte war und wie und wieso sie mit ihrem Erfolg „unterging“, d. h. in neuen Weisen, die Vergangenheit zu sehen, aufgehoben wurde.²³⁾

IV Literatur

Zunehmend dürfen sich historische Studien kritisch auch mit der Geschichte des eigenen Faches auseinandersetzen. Die ersten Arbeiten in dieser Richtung waren zumeist in der „Sozialgeschichte der Ideen“ angesiedelt. Das ist ein Genre, welches sich von der klassischen Ideengeschichte dadurch unterscheidet, daß nicht nur die „Großen Gedanken“ *bedeutender* Denker dargeboten werden, sondern auch die politischen Äußerungen von Gelehrten, und zwar tendenziell die aller Intellektueller. Es unterscheidet sich auch dadurch, daß die Äußerungen in ihrer Widersprüchlichkeit akzeptiert und beschrieben, sowie dadurch, daß die Wechselwirkungen zwischen dem politischen Leben einer Gesellschaft und den Wissenschaftlern dargestellt werden. Man macht nicht mehr ehrfürchtig mit großen Traditionen bekannt, sondern *analysiert* das Denken der Vorväter *kritisch*. Hin und wieder scheinen solche Bücher geschrieben von mittelalterlichen Kompilatoren, die zusammengetragen haben, wer je was wann gegen wen geschrieben hat, in welcher politischen Situation und wie er sie bewertete. (Oder es sind manchmal doch nur „stimmungsvolle Bilder“ aus Gelehrtenfamilien.) Aber die Sozialgeschichte der Ideen hat deutlich gemacht, wie sehr die intellektuelle Arbeit von Historikern mit dem geistigen Klima der Gesellschaft verbunden ist. Jüngere Untersuchungen dagegen fragen nach Klassenlagen und Herkunftsmilieus von Historikern, nach dem sozialen Profil der Historikerschaft, sie rekonstruieren (lokale) Gelehrtenrepubliken, fassen Institutionen als Forschung formierende Instanzen ins Auge und ziehen internationale Vergleiche einzelner Aspekte der Geschichtswissenschaft. All das beleuchtet die soziale Dimension der Historiographie, die ebenfalls nunmehr als relevant für die Analyse der Wissenschaft erkannt wird.²⁴⁾

²³⁾ Zwei Einschränkungen seien angefügt: Ich werde mich auf die Neuere Geschichte beschränken, denn die Sozialgeschichte, die ich untersuche, war ein Projekt der Neuzeithistoriker. Die anderen Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft haben eigene Entwicklungen durchgemacht und sind – wie wir gerade auch an der Person Otto Brunners sehen werden – ohne größere Berührung zueinander geblieben. Außerdem werde ich in der Regel protestantische Neuzeithistoriker meinen, wenn ich von Historikern spreche, weil katholische Historiker in diesem Prozeß kaum eine Rolle gespielt haben.

²⁴⁾ Vgl. beispielsweise BAUMGARTEN, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert; BLANKE, Historiographiegeschichte als Historik; CHICKERING, Karl Lamprecht; CHRIST, Neue Profile der Alten Geschichte; DERS., Geschichte und Existenz; CHUN, Das Bild der

Zahlreiche Studien beschäftigen sich mit dem Verhältnis der Historiker zum Nationalsozialismus. Waren sie wirklich so unbelastet, wie sie, die Fachleute für die Vergangenheit, es hinterher sich und ihrem Publikum erzählten? Wie sahen die institutionellen und personalen Netzwerke der Ostforschung aus, jenes informellen, aber gut organisierten Zusammenschlusses von Historikern, die in die nationalsozialistische Vertreibungs- und Vernichtungspolitik involviert waren? Und wie verliefen Traditionsstränge von der Historiographie des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und der des „Dritten Reiches“ hin zur „Modernen Sozialgeschichte“? Wie sieht der Zusammenhang von Vernichtungspolitik und Geschichtswissenschaft, zwischen Dienst im totalitären Staat und wissenschaftlicher Modernisierung aus? Gerade dieser Fragenkomplex hat unlängst einen heftigen Streit entfacht.²⁵⁾

In all diesen Arbeiten erfährt man viel über die Beziehung von politischen Wertungen und wissenschaftlichen Standpunkten, von zeitprägenden Ideen und Geschichtsschreibung, von institutionellen Entwicklungen und Wandlungen im Ideenhaushalt der Historiker, von Struktur der Gesellschaft und Struktur der Geschichtsschreibung. Ihr Manko ist jedoch, daß sie zwar als „extern“ behandelte gesellschaftliche Einflüsse *auf* die Wissenschaft oder Wissenschaftler analysieren, nicht aber, wie deren wissenschaftliches, politisches sowie wissenschaftspolitisches Handeln ineinander verflochten war, wie also die Stel-

Moderne in der Nachkriegszeit; FINK, Marc Bloch; HERTFELDER, Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft; IGGERS, Deutsche Geschichtswissenschaft; DERS., Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert; DERS., Neue Geschichtswissenschaft; JÄGER, Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland; JANSEN, Professoren und Politik; die Beiträge in KÜTTLER/RÜSEN/SCHULIN, Geschichtsdiskurs; NIEBUHR, Zur Sozialgeschichte Marburger Professoren 1653–1806; NOVICK, That Noble Dream; RINGER, Die Gelehrten; DERS., The Fields of Knowledge; SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945; SIMON, Staat und Geschichtswissenschaft in Deutschland und Frankreich 1871–1914. Einen Literaturüberblick bietet CORNELISSEN, Geschichtswissenschaft und Politik im Gleichschritt?

²⁵⁾ Vgl. nur SCHULZE/OEXLE, Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Die wichtigsten Arbeiten zu diesem Thema: ALY, „Daß uns Blut zu Gold werde“; DERS., Macht, Geist, Wahn; BEER, Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa; DERS., Die Landesstelle Schlesien für Nachkriegsgeschichte 1934 bis 1945; DERS., Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte; BEHRINGER, Bauern-Franz und Rassen-Günther; DERS., Von Krieg zu Krieg; BISKUP, Erich Maschke; BURLEIGH, Germany Turns Eastwards; CAMPHAUSEN, Die Reichsuniversität Posen 1941–1945; DIES., Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung im Dritten Reich 1933–1945; EBBINGHAUS/ROTH, Vorläufer des „Generalplans Ost“; ECKEL, Ansätze zu einer intellektuellen Biographie von Hans Rothfels; FAHLBUSCH, Wissenschaft im Dienste der nationalsozialistischen Politik?; DERS., „Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!“; GOLCZEWSKI, Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus; HAAR, Historiker im Nationalsozialismus; die Beiträge in LEHMANN/MELTON, Paths of Continuity; NICKEL, Der Historiker Erich Maschke; OBERKROME, Reformansätze in der deutschen Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit; DERS., Volksgeschichte; PETTERS, Hans Rothfels; SCHÖNWÄLDER, Historiker und Politik; die Beiträge in SCHÖTTLER, Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft; WOLF, Litteris et Patriae.

lung der Wissenschaftler in der Gesellschaft die Produktion von Wissen formiert – von Wissen, das auch heute noch als „objektiv“, als politisch nicht kontaminiert gilt. Nur Lutz Raphael ist mit seiner anregenden Annales-Studie diesem Zusammenhang auf der kollektiven und strukturellen Ebene nachgegangen.²⁶⁾ Im Gegensatz zu ihm geht es mir jedoch darum, am Beispiel einer wesentlich kleineren Gruppe als den Annales die konkrete, alltägliche, handwerkliche wissenschaftliche Praxis von Historikern darzustellen, ihre Bedeutung für die Wissensproduktion und ihre Einbettung in das Umfeld: in die Zunft, die Wissenschaft und die Gesellschaft.

Neben Ludwik Flecks Buch sind zwei weitere Arbeiten ausdrücklich zu nennen, die meinen Text besonders geprägt haben. Da ist zum einen Wolfgang Webers „Priester der Klio“, das eine wichtige Anregung gab, mich mit diesem Thema zu beschäftigen. Er ist, soweit ich sehe, in Deutschland der erste Historiker, der ernsthaft und systematisch die Verbindung von sozialen Faktoren und wissenschaftlicher Arbeit thematisiert hat: Wissenschaftliche Überzeugungskraft und Durchsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse sind nicht denkbar ohne die Besetzung von Machtpositionen, die Selektion und Sozialisation von Nachwuchs und Mitstreitern, die Versuche, Kommunikation zu monopolisieren, und ähnliche Strategien der Stützung. Das ist in höchst kondensierter Form die Essenz seines Buches. Bestimmte Schwächen ändern nichts an seiner Bedeutung.²⁷⁾ Rolf Wiggershaus zum andern hat die Verbindung von geistiger Arbeit und sozialer Praxis am Beispiel der „Frankfurter Schule“ dargestellt.²⁸⁾ Er hat nicht nur, wie Martin Jay,²⁹⁾ systematisch-ausführlich referiert, was die „Frankfurter“ geschrieben haben, dies in das geistige Umfeld eingeordnet und damit ihre Ideengeschichte entworfen. Er hat zusätzlich – was für Historiker eine Selbstverständlichkeit darstellt – breit aus den Archivalien geschildert, was die Frankfurter Soziologen *getan* haben. Das hat ihm prompt den Vorwurf der Klatschgeschichtsschreibung eingetragen.³⁰⁾ Doch während Jay bloß referierend die Entwicklung oder Stagnation der Frankfurter Theorie konstatieren kann, liest man in Wiggershaus' Buch, warum sich etwas geändert hat und wie das versteckte Uhrwerk der Theorieproduktion aussah. Die ausführliche Beschreibung des Arbeitsprozesses als „Herrschaftszusammenhang einer Gruppe kreativer Denker, deren theoretische Ideale von einer Neuordnung der bürgerlichen Gesellschaft fundamental mit ihrem Arbeitsalltag kontrastierten“,³¹⁾ läßt

²⁶⁾ RAPHAEL, Die Erben von Bloch und Febvre.

²⁷⁾ Mit der Kritik setzt sich WEBER, Priester der Klio, im Vorwort zur 2. Auflage auseinander. Am Beispiel Luthers hat er seinen Ansatz zusammenfassend sehr schön durchexerziert: WEBER, Bemerkungen zu Luthers praktischem Beitrag bei der Ausbreitung und Durchsetzung seiner Lehre.

²⁸⁾ WIGGERSHAUS, Die Frankfurter Schule.

²⁹⁾ JAY, Dialektische Phantasie.

³⁰⁾ CLAUSSEN, Geschichte der Frankfurter Schule.

³¹⁾ ERD, Die Entmystifizierung einer Institution, S. 455. Erd hatte nach Erscheinen des Bu-

einen die Kluft, die sich zwischen dem hohen Anspruch der frühen theoretischen Entwürfe und dem eher deprimierenden Ergebnis in den sechziger Jahren auftat, nicht nur sehen, sondern auch begreifen. Das Programm scheiterte, folgt man Wiggershaus, zum guten Teil an den Beteiligten und ihrem Verhältnis zur wissenschaftlichen Arbeit, zur Gesellschaft, zueinander und an den Intrigen, Ängsten und Eifersüchteleien von Horkheimer und Adorno. Die Kritische Theorie und das Scheitern ihrer ursprünglichen Ansprüche waren demzufolge „Resultat eines komplexen Arbeitsprozesses“, ³²⁾ Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen und der Beziehungen zwischen Personen – und nicht allein Ergebnis theorie-immanenter Gründe, intellektueller Auseinandersetzungen oder denkerischer Schwächen.

Es liegt daher eine gewisse Ironie in der Tatsache, daß man in der Ideengeschichte gerade mit den viel gescholtenen Ansätzen der Biographie und der Beschreibung von Handlungen einen großen Sprung tun kann hin zu einer besseren Erklärung, warum etwas geworden ist, wie es geworden ist. Eine Rezension von Jays Studie über die Frankfurter Schule zeigt, wie wenig eine ideengeschichtlich orientierte Wissenschaftsgeschichte in dieser Beziehung mitteilen kann – und wie wenig sie dies stört. Das Projekt der Kritischen Theorie war wohl zu ehrgeizig, um realisiert zu werden, heißt es, von *Hinweisen* ist die Rede und von *unbegreiflich*. Mehr ist nicht zu vermelden. Mehr ist sogar unerwünscht. Stattdessen fordert der Rezensent in guter Tradition mehr „kapitelförmige Würdigung“ der Theorie, denn das „bloße Abschildern der Sukzession historischer Einzeltatsachen“, so erinnert er an ein Prinzip dialektischer Geschichtsschreibung, mache schließlich „noch nicht die Logik der Geschichte“ aus. Zuviel „Historismus und Biographismus“, ein zu „stark biographisierende[r] Duktus“, daher rühre die Kurzatmigkeit von Jays Erklärungen für die Entwicklung der Theorie. ³³⁾ Es ist gerade umgekehrt: zuwenig „Biographismus“ ist seine Schwäche!

V Quellen

Publikationen und Tagungsprotokolle bilden die mit kunstvollen Intarsien geschmückte Wand, mit der sich die Geschichtswissenschaft nach außen präsentiert, die aber kaum ihren Zustand dokumentiert. Von dem geschäftigen Treiben, der Interessenpolitik, den Richtungsdiskussionen, den Animositäten, den

ches als einziger Wiggershaus' „Arbeitssoziologie wissenschaftlicher Tätigkeit“ (ebd., S. 456) zu würdigen verstanden.

³²⁾ Ebd., S. 456.

³³⁾ DUBIEL, Rez. Jay, *Dialektische Fantasie* (Zitate S. 370, 373). Dabei beschränkt Jay seine Historiographie auf ein knappes Einleitungskapitel und dann auf wenige verstreute Sätze. Zur Bedeutung von Wissenschaftlerbiographien: KOHLI, „Von uns selber schweigen wir“.

Versuchen, Unstimmigkeiten geschmeidig und stille zu beseitigen, dringt kaum etwas durch die Ritzen der Wand, und wenn, dann schlägt es sich in kryptischen Bemerkungen, unerklärlichen Fußnoten oder wenig verständlichen Randnotizen nieder. Es genügt, sich die gedruckten Protokolle der Historikertage anzuschauen, um zu sehen, wie Emotionen und persönliche Zusammenstöße in ein unpersönliches Referat in indirekter Rede übertragen und vollständig eliminiert werden.³⁴⁾ Deshalb muß man bestimmte Aktenkonvolute aufschlagen, um hinter die Wand lugen zu können: Nachlässe, Berufungsakten, Personalakten, Fakultätsakten, Institutsakten, die Akten des Historikerverbandes, des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte und die der Sozialforschungsstelle in Dortmund. Dort erkennt man in Briefen, Gutachten, Anträgen und handschriftlichen Notizen Zusammenhänge und Konfliktlinien, man erfährt, wie Handlungsmuster und Netzwerke aussahen, und kann versteckte Hinweise auf Lebensstil und Mentalität bergen.³⁵⁾ Aber zu vielem schweigen die Quellen selbst zwischen den Zeilen. Historiker haben wenig Zeit und schreiben nur das Nötigste, das Telefon schob sich in den fünfziger Jahren zwischen uns und unsere historischen Subjekte, auch Reisen wurden immer einfacher. Man besprach mündlich, Quellen enthalten oft nur noch den wenig erbaulichen Hinweis, *daß* etwas besprochen sei. Auch über die Persönlichkeiten der Wissenschaftler, ihre Arbeitsweise und darüber, wie sie ihre Gegenwart wahrnahmen, was sie über ganz alltägliche gesellschaftliche Ereignisse dachten, erfährt man wenig. Mit Interviews dachte ich diese Lücken füllen zu können, tatsächlich aber sind Historiker selten bereit, das Schweigen schriftlicher Quellen im Nachhinein mündlich zu brechen.

So geht es einem wie Ion Tichy in Stanislaw Lems „Futorologischem Kongreß“. Mit jedem Schluck aus dem Fläschchen mit der Wahrheitsdroge sah er ein anderes Bild seiner Umgebung, jedes schien das endgültige, wahre Bild zu sein und erwies sich doch nur als ein weiteres Trugbild. Tichy war zu Beginn des Buches halluziniert worden und weiß daher nie, wann er nun wirklich die

³⁴⁾ Meisterhaft die Bearbeitung des mißlungenen Vortrages von Kurt von Raumer auf dem Historikertag in Ulm (1956): Gerhard Ritters Wut auf den Redner wurde durch die Protokollanten zu einem rein wissenschaftlichen Hinweis, der von Raumers Ausführungen ergänzte, stilisiert. Vgl. den *BERICHT ÜBER DIE 23. VERSAMMLUNG DEUTSCHER HISTORIKER*, S. 40–45, mit Theodor Schieders Brief an Herbert Grundmann vom 17. 9. 1956. Außerdem: von Raumer an Grundmann vom 17. 9. 1956 (AVHD).

³⁵⁾ Nachlässe von Werner Conze, Otto Brunner, Gunther Ipsen, Hans Freyer, Carl Jantke und G.W.F. Hallgarten existieren entweder (teilweise) nicht mehr oder sind (teilweise) nicht zugänglich; die Nachlässe von Paul Egon Hübinger und Walter Hubatsch (beide im Universitätsarchiv Bonn) erwiesen sich leider als unergiebig. Parallelüberlieferungen füllen diese Lücken aber hervorragend. Die über 30 Jahre alten Berufungsunterlagen für Werner Conze im Universitätsarchiv München und die Akten des Göttinger Arbeitskreises durfte ich nicht einsehen. Ansonsten ließen mich erfreulicherweise alle Nachlaßverwalter oder Archive das gewünschte Material so gut wie uneingeschränkt benutzen bzw. kürzten unkompliziert Sperrfristen.

Wahrheit sieht. Kann er den Grund überhaupt erreichen? Ist die Eingangs-
geschichte der Halluzinierung vielleicht Teil einer viel umfassenderen Halluzina-
tion, von der selbst das Buch nur ein Teil ist? Ist vielleicht gar der Leser Teil
des Halluzinationsgeschehens?³⁶⁾ Historiker sind Pragmatiker und bemerken
in solchen Fällen lapidar, daß ihr Bild natürlich anders aussähe, wenn sie denn
nur noch mehr wüßten. Ich werde also nicht mit Thomas Bernhard sagen kön-
nen: „Das ist die Wahrheit“. Aber ich beanspruche für meine Darstellung Plau-
sibilität und Nachvollziehbarkeit, d.h. die Fähigkeit, sinnvolle Kommunika-
tion in Gang zu setzen, d.h.: „Wahrheit“.

VI Der Begriff „Sozialgeschichte“

Abschließend eine Bemerkung zum Begriff „Sozialgeschichte“. Auf ihn bin
ich aus guten Gründen bislang nicht näher eingegangen, denn es gibt bis heute
keine endgültige Definition. Nur über eine Grunddifferenz scheint man sich
einig zu sein, über die, daß es Sozialgeschichte in einer engen und einer weiten
Fassung gibt. In der engen ist sie Teil des Faches Wirtschafts- und Sozialge-
schichte, also ein Teil in einem Teilfach neben anderen Teilfächern wie der
Technik- oder Religionsgeschichte. In der weiten – auf sie zielte Werner Conze
ab – ist sie eine Perspektive, die gesamte Geschichte zu sehen, nicht Aspekt,
sondern Organisationsprinzip, das alle Teilfächer durchdringt. Gerade der un-
geklärte Status ist für die Genese der Sozialgeschichte ein wichtiges Moment,
und die Ausfüllung des Begriffs läßt sich nur durch die Darstellung dieser Ge-
nese leisten. Der Komplexität dieser Genese entspricht der Aufbau meiner Ar-
beit, in der ich die Geschichte der Sozialgeschichte weniger linear erzähle denn
als Verschachtelung verschiedener ineinandergreifender Komponenten dar-
stelle. So wird deutlich werden, daß Bezeichnendes und Bezeichnetes nicht
einfach eine Entwicklung hin zu einer endgültigen Definition des Begriffs und
einer Vervollkommnung des Konzeptes durchgemacht haben, sondern, sich

³⁶⁾ LEM, Der Futorologische Kongreß. LEM, Eden, beleuchtet nicht nur das Problem, sich
aufgrund unzureichender Daten ein Bild seiner Umgebung konstruieren zu müssen, das
sinnvolle Handlungen erlaubt – vielmehr wirft er die Frage auf, was überhaupt als Datum
aufzufassen ist. In dieser Frage treffen sich Stanislaw Lem und Ludwik Fleck, beide Medizi-
ner, beide aus Lwów. – An dieser Stelle sollte ich gestehen, daß ich, wie das jeder Historiker
aus pragmatischen Gründen tun muß, viele Aussagen in den Quellen als wahre Aussagen im
Sinne der Korrespondenztheorie benutzt habe. Natürlich kann ein Satz wie „das haben wir
am 3.3. besprochen“ unwahr sein oder einen Schreibfehler enthalten, und was heißt im
strengen Sinne „besprochen“? Wurde ausführlich diskutiert, gab es Meinungsverschieden-
heiten oder wurden zwei Stichworte ausgetauscht, die beiden Gesprächspartnern ausreichten,
weil sie sofort verstanden, was gemeint war und wie weiter zu verfahren sei? Es bleibt
letztlich dem Gespür eines Historikers überlassen, wann er einen doppelten Boden in einer
Aussage vermutet und auslotet.

wechselseitig beeinflussend, als vielschichtiges Gebilde, eine Reise durch die Zeit unternahmen, ohne endgültig an ein Ziel zu gelangen, ohne zur Deckung zu kommen, ohne Klarheit im Sinne einer scharfen Definition ihrer Beziehung zu erlangen – und doch machte dieser Prozeß dieses Verhältnis zu etwas, das sinnvolle Kommunikation unter Historikern ermöglichte.

1. Königsberg – Göttingen

*Wir hatten einen Prof[.] Plessner aus Marburg hier. Er redete im Goethehaus (war an der New School) ueber die Grundlagen des Nazistaates. Die Rede war sehr nett und bildend, hatte aber nichts mit dem Thema zu tun, da er die Ursache in der Tatsache der spaeten Volkswerdung, der mangelnden Zentralisierung in einer Hauptstadt suchte, [S]ie kennen ja die hobbies der deutschen Historiker. Es fehlte nur noch die Sucht der Hohenstauffen[.] nach Italien zu gehen. Ich sagte schliesslich zu Staudinger und Seeger, es habe mich i[n]teressiert zu hoeren, dass sie verpruegelt wurden, weil Leibniz und Lessing nicht die richtige Zuhoererschaft hatten.
(Hedwig Wachenheim, 1963)*

Wer nach Ende des Zweiten Weltkrieges durch den Westen des besetzten und zerstörten Deutschen Reiches reiste, der stieß in verschiedenen Dörfern und Städtchen auf Königsberger Wissenschaftler, die, dem Kriege entkommen oder im letzten Moment aus dem Osten geflohen, dort gestrandet waren. Es waren rettende Orte, weil sie im Westen lagen, dem Zugriff des kommunistischen Feindes entzogen, doch waren sie zugleich fern der Universitäten, die stets den Fluchtpunkt der Lebensplanung deutscher Wissenschaftler gebildet hatten und auch 1945 noch bildeten. Von den Königsbergern hatten es selbst die jüngeren vor Kriegsende beinahe oder gerade schon geschafft, in den Besitz eines Ordinariates und damit zu materieller Sicherheit und standesgemäßer Position zu kommen. Doch das Kriegsende hatte alles zerschlagen, das für selbstverständlich gehaltene und zum Greifen nahe Lebensziel schien nun ferner denn je.

So bemühte sich Theodor Schieder seit 1944 im bayerischen Dietmannsried um seine rasche Wiederverwendung, „sobald etwas klarer zu sehen“ sei, und bat den Kurator der Königsberger Universität um Entscheidung, „ob ich hier gewissermassen als Dekan der Philosophischen Fakultät in exilio fungieren kann“.¹⁾ Carl Jantke, Soziologe, hatte am 23. Januar 1945 Königsberg auftragsgemäß mit kriegswichtigen Unterlagen verlassen, konnte aber nicht mehr ins Reichserziehungsministerium gelangen. Auf langer Fahrt verlor er seine gesamte Habe und kam schließlich samt Familie nach Bayern, von wo aus er „um Zuweisung an nahegelegene Universität eventuell Innsbruck zu beliebiger Verwendung“ ersuchte.²⁾ Erich Maschke wurde 1945 von den Russen ver-

¹⁾ Schieder an das Reichserziehungsministerium vom 9. 3. 1945 (BA REM [ehem. BDC], Wi, Schieder, Theodor, 11.4.08).

²⁾ Jantke an den Reichserziehungsminister, Telegramm vom 14. 2. 1945 (BA REM [ehem. BDC], W48/b, Jantke, Carl, 21.9.09). Jantke war erst zu einem seiner Schüler nach Vorarlberg gezogen (wo Schieder mit ihm Kontakt aufgenommen hatte) und wurde Ende 1945

haftet und in die Kriegsgefangenschaft deportiert, Gunther Ipsen betrieb in Innsbruck die Rückgewinnung der verlorenen Ostgebiete, bis er ausgewiesen wurde. Werner Conze lag im Lazarett in Bad Warmbrunn (Niederschlesien), freute sich aber um die Jahreswende 1944/45 zuversichtlich auf die „hoffentlich nicht zu fernliegende fruchtbare Posener Zusammenarbeit“ mit Reinhard Wittram, seinem Kollegen an der Reichsuniversität Posen, den es mittlerweile nach Göttingen verschlagen hatte. Conzes Rückweg endete nach kurzer russischer Kriegsgefangenschaft in Bad Essen bei Osnabrück.³⁾ Herbert Grundmann zog sich beim Kampf um Königsberg eine Verwundung zu, die es ihm ermöglichte, die untergehende Stadt mit Münster zu vertauschen, wohin er kurz zuvor berufen worden war.⁴⁾ Dort lehrte seit 1942 sein ehemaliger Königsberger Kollege Kurt von Raumer, Schieders Habilitationsvater. Werner Markert weilte in Leipzig, doch die „meisten anderen Königsberger Kollegen sind in Holstein, und niemand weiß recht, wie ihnen zu helfen ist.“⁵⁾ Sie unterrichteten sich über ihre eigenen Schicksale und die der Kollegen, und sie sandten Briefe mit der Bitte um Lehraufträge und Professuren an die westdeutschen Universitäten, um die vorgezeichnete, doch so brüsk unterbrochene Lebensbahn wieder beschreiten zu können. Die Kollegen, die noch ihre Lehrstühle innehatten, halfen, soweit sie es vermochten.⁶⁾

I Königsberg als Ausgangspunkt

Die Königsberger Universität war vor 1945 mehr gewesen als eine übliche Hochschule, die Kollegen aus verschiedenen Teilen des Reiches zusammenführte. Königsberg und Ostpreußen nahmen viele der dorthin berufenen Wissenschaftler auf eine ganz eigene Art ein. Die Landschaft fesselte sie ebenso wie die besondere politische Atmosphäre, die in dieser abgeschnittenen Provinz herrschte: Ostpreußen verstand sich als „Vorposten“ des Reiches und des Abendlandes gegen den Osten. Hier, wo deutsche und andere Nationalitäten gemischt lebten, hatte die juristische Kategorie der „Staatsgrenze“ sichtbar ihre Verbindlichkeit verloren. Mit Hilfe des Prinzips des „Selbstbestimmungsrechts der Völker“ stellte Polen nach dem Ersten Weltkrieg Forderungen auf ostpreu-

nach Bayern ausgewiesen: Lebensläufe vom 10. 6. 1949, S. 4 (SFSt. PA Jantke), vom 4. 11. 54, S. 2, und vom 30. 11. 1956, S. 2 (beide StAH Nr. 2230).

³⁾ Conze an Wittram vom 13. 11. 1944, 11. 1. 1945 (BAK N 1226/3, Zitat auf der zweiten Karte) und vom 1. 11. 45 (BAK N 1226/43). Vgl. auch Conzes Lebenslauf vom 10. 2. 1952 (UAMs Neue Univ. [Pressestelle] Pers.-Akt. Nr. 605).

⁴⁾ Herbert Grundmann vom 1. 2. 1947 (UAL NI Grundmann 100/3).

⁵⁾ Grundmann an Peter Rassow vom 1. 11. 1946 (UAL NI Grundmann 100/10).

⁶⁾ Darüber berichtet zusammenfassend Hermann Aubin in einem Brief an Siegfried A. Kaehler vom 10. 2. 1946 (SUBG Cod. Ms. S.A. Kaehler 1.6b).

bisches Territorium an das Reich. Diese Ansprüche versuchten Königsberger Geisteswissenschaftler durch ihre Arbeit abzuwehren. Die Problematik der „östlichen Völkermischzone“⁷⁾ wirkte aber auch attraktiv auf Teile des wissenschaftlichen Nachwuchses. Erich Maschke, Werner Markert, Theodor Schieder, Carl Jantke, Theodor Oberländer, Werner Conze (und andere, die uns hier weniger interessieren) gehörten der Jugendbewegung an und in Königsberg zum Teil der „Skuld“, einer jener akademischen Gilden, die „eng mit dem völkisch-radikalen Spektrum der militanten Republikgegner verzahnt“ waren.⁸⁾ Die Genannten waren zwischen 1900 und 1910 geboren worden und rebellierten nach dem verlorenen Weltkrieg, in den Jahren der instabilen Weimarer Republik, in der Jugendbewegung gegen die ihrer Meinung nach alte, verkrustete Gesellschaft. Die Suche nach einer neuen Gemeinschaft trieb sie – wie viele Angehörige der Jugendbewegung – in den Osten, wo sie hofften, mit der Ordnung des „kolonialen Raum[es]“⁹⁾ eine neue, stabile Gesellschaftsordnung entwerfen zu können.

So fand sich in Königsberg ein Kreis zusammen, der nach dem Kriege auf denselben Erfahrungsschatz verweisen konnte, auf die Teilnahme an politischen Aktionen für die „deutsche Sache“ und auf das überwältigende Erlebnis der ostpreußischen Landschaft, durch deren weite, einsame Wälder sie in Vollmondnächten geritten waren, was ihre Gefühle noch in der Bundesrepublik bestimmte.¹⁰⁾ Maschke, Markert, Conze, Jantke, Schieder, Helmut Schelsky – 1939 in Königsberg habilitiert und mit Jantke, seinem Studien- und Kriegskameraden Conze sowie dem Wiener Otto Brunner eng befreundet¹¹⁾ – und die Älteren: Gunther Ipsen, Herbert Grundmann, Hans Rothfels und Kurt von Raumer, die den jüngeren Kreisen nicht angehörten, sich ihnen aber verbunden fühlten und sie nach dem Kriege nicht vergaßen: Sie weilten nicht alle zur sel-

7) ROTHFELS, Königsberg, S. 99.

8) HAAR, „Revisionistische“ Historiker und Jugendbewegung, S. 56 (Zitat ebd.); DERS., Historiker im Nationalsozialismus, S. 70–86; Gespräch mit Theodor Oberländer am 4. 8. 1997. Zu Oberländer siehe auch ALY/HEIM, Vordenker der Vernichtung, S. 92–96. Ausführlicher und differenzierter: WACHS, Der Fall Theodor Oberländer.

9) ROTHFELS, Königsberg, S. 98.

10) Gespräch mit Albrecht Conze am 4. 11. 1998. Carl Jantkes Hamburger Haus soll noch 1999 eine einzige Reminiszenz an Königsberg dargestellt haben (Gespräch mit Heilwig Gudehus am 30. 9. 1999). Und 1971 hieß es im „Schwäbischen Tagblatt“ anlässlich einer Tagung: „In einem bestimmten Raum der Rothfelsschen Historik gab es jedenfalls so etwas wie ein Solidaritäts-Kartell wissenschaftlicher Landsmannschaftlichkeit [...]. Da war etwas von der Atmosphäre Rigaer Kloster-Gotik, wie sie Wittram später beschwor.“ (Schwäbisches Tagblatt vom 15. 4. 1971).

11) SCHELSKY, Soziologie – wie ich sie verstand und verstehe, S. 97f., 107, Anm. 22. Schelsky soll sich Theodor Litt zufolge in Königsberg ausdrücklich zur Rassentheorie bekannt und an gewaltsamen Aktionen der Nationalsozialisten beteiligt haben: SCHÄFER, Wider die Inszenierung des Vergessens, S. 165, Anm. 44.

ben Zeit in Königsberg, sie waren teilweise nur entfernt miteinander bekannt, doch nach dem Kriege gab der Bezugspunkt Königsberg ihrem Leben und ihrer Weltsicht eine bestimmte Richtung und einte sie nach 1945 locker und doch auf hinreichend stabile Art, um sie als weiteren Kreis zusammenfassend „Königsberger Gruppe“ oder als engeren Kreis „Rothfels-Gruppe“ nennen zu können – jenes Netzwerk, das sich nach dem Kriege für die Durchsetzung der Sozialgeschichte als wichtig erweisen sollte.

Das Haupt dieser Gruppe war Hans Rothfels.¹²⁾ Rothfels, 1891 geboren, stammte aus bildungsbürgerlichen Verhältnissen. 1914 meldete er sich voll nationaler Überzeugung als Kriegsfreiwilliger und verlor schon im ersten Kriegsnovember nach einem schweren Reitunfall ein Bein. Hermann Oncken promovierte ihn 1918, von 1920 bis 1926 gehörte er nach eigener Aussage zum engeren Kreis um Otto Hintze,¹³⁾ 1924 habilitierte er sich bei Friedrich Meinecke, 1926 wurde er nach Königsberg berufen. Rothfels war stets ein politischer Historiker. Für ihn standen die Universitäten in einer symbiotischen Beziehung zum Staat, sie empfingen von ihm Impulse und gaben zurück. Die nationalpädagogische Ausrichtung der Wissenschaft, ihre Pflicht, zum Wohle der Nation beizutragen, betrachtete Rothfels geradezu als ihre Existenzberechtigung; nationales Denken und wissenschaftliche Erkenntnis konvergierten für ihn auf natürliche Weise im selben Punkt – in der „Wahrheit“. Deshalb empfand er seine wissenschaftliche Arbeit, die dem politischen Kampf gegen „Versailles“ und gegen die Republik diente, in keiner Weise als tendenziös. Auch das wissenschaftliche Gebot strikter Quellentreue und sorgfältiger Faktenermittlung mußte er nicht so genau nehmen, weil ein Historiker seinem Verständnis nach die Nation nicht mit Sinn belieferte, indem er die Vergangenheit objektiv aus den Quellen darzustellen versuchte, sondern indem er die Quellen intellektuell bewältigte und in einer künstlerisch-literarischen Bearbeitung so formte, „daß die profane Materie im Scheine großartiger Interpretationen gleichsam zu fun-

¹²⁾ Zu Rothfels: ECKEL, Ansätze zu einer intellektuellen Biographie von Hans Rothfels 1919–1976 (Eckel arbeitet hervorragend heraus, wie Rothfels sein Geschichtsbild zirkulär aufbaute und zusätzlich durch einen parallelisierenden Rückgriff auf die fernere Vergangenheit absicherte); PETTERS, Hans Rothfels; MACHTAN, Hans Rothfels und die Anfänge der historischen Sozialpolitikforschung in Deutschland, bes. S. 164–175, 184–186, 190–193; NEUGEBAUER, Hans Rothfels (1891–1976) in seiner Zeit; DERS., Hans Rothfels Weg zur vergleichenden Geschichte Ostmitteleuropas, besonders im Übergang von früher Neuzeit zur Moderne; W.J. MOMMSEN, German Historiography during the Weimar Republic and the Émigré Historians, S. 48–52; KLEMPERER, Hans Rothfels; UNFUG, Comment (er korrigiert die zu positive Sicht Klempers); HAAR, Historiker im Nationalsozialismus, S. 86–105; CONZE, Hans Rothfels, bes. S. 311–340; o.T. [Gedenkrede auf Hans Rothfels] (UAT 131/472).

¹³⁾ Hans Rothfels, Erinnerungen an Otto Hintze, Juli 1965 (BAK N 1213/36).

keln begann.“¹⁴⁾ Es war die Haltung, die zählte, durch sie wurde die *innere* Wahrheit der Geschichte sichtbar.

In Königsberg erkannte Rothfels rasch den Reiz der Stadt: die politische Herausforderung dieses „Vorpostens des Reiches“ sowie das anregende Denken universitärer Kreise und der „Jungpreußischen Bewegung“. Das empfand er als besonders fruchtbar, und er wandte sich verstärkt dem dringlich erscheinenden Raumordnungsproblem im Osten und der Abwehr von Polens territorialen Ansprüchen an Deutschland zu. Sein Lösungsansatz sah eine multi-ethnische Mitteleuropa-Konzeption vor, die sich am Habsburger-Reich und mehr noch an Bismarcks Ostpolitik orientierte, welche eine Föderation von Germanen und Slawen mit liberaler Minderheitenpolitik angestrebt hatte – samt innenpolitischer Befriedung durch eine solide Sozialpolitik. Allerdings dachte Rothfels sich diesen Staat als antiwestlich orientiert, als antibolschewistisches Bollwerk und wie eine patriarchalische Gutsherrschaft organisiert, in der die nicht-deutschstämmigen Ethnien den Deutschen untergeordnet waren. Den Machtantritt der Nationalsozialisten begrüßte er, weil er meinte, er ziele in dieselbe Richtung wie sie.¹⁵⁾ Auch Rothfels ging wie so viele seiner Kollegen davon aus, daß das „neue Deutschland“ das „Abendland“ gegen „Asien“, dieses „bedrohende Rätsel des Ostens“,¹⁶⁾ verteidigen werde.¹⁷⁾

Rothfels stieg in Königsberg zu einem Idol der heranwachsenden jungkonservativen Historikergeneration auf. Er beteiligte sich an rechtsgerichteten studentischen Demonstrationen, was für einen Professor in der Weimarer Republik eine recht ungewöhnliche Form der Meinungsbekundung war und seinen Respekt bei den Studenten erhöhte. 1932 fand der 18. Historikertag in Göttingen statt. Rothfels trat, körperlich von seinem Einsatz für die Nation gezeichnet, ans Pult, die Kollegen, das Publikum, träumten noch von der Wiederherstellung Großdeutschlands unter Einschluß Österreichs – und Rothfels entwarf ihnen seinen grandiosen Plan der multinationalen, föderativen Neuordnung von nicht weniger als ganz Mitteleuropa. Die Zuhörer waren überwältigt und

¹⁴⁾ MACHTAN, Hans Rothfels und die Anfänge der historischen Sozialpolitikforschung in Deutschland, S. 171. Diese Art national-pädagogischen Wissenschaftsverständnisses war allerdings nicht nur Rothfels eigen.

¹⁵⁾ Ganz anders sieht das W.J. MOMMSEN, German Historiography during the Weimar Republic and the Émigré Historians, S. 52: „Rothfels was a strong opponent of National Socialism from the start.“

¹⁶⁾ Zitiert nach PETERS, Hans Rothfels, S. 57.

¹⁷⁾ Übrigens war Rothfels in erster Linie immer Diplomatie- und Politikhistoriker; soziologische und wirtschaftswissenschaftliche Fragen tauchen bei ihm nicht auf (PETERS, Hans Rothfels, S. 27). Auch den „jüngsten Traditionen bzw. Erfordernissen deutscher Geschichtsbetrachtung, wie sie einem hier oben so dringend nahetreten“, wandte er sich erst mit Beginn der dreißiger Jahre zu. Er versuchte, Volksgeschichte mit Politikgeschichte zu verbinden, doch vorrangig blieb ihm der Staat als ordnende und gestaltende Kraft (MACHTAN, Hans Rothfels und die Anfänge der historischen Sozialpolitikforschung in Deutschland, S. 175, 185, 191).

verzichteten auf eine Aussprache; für viele junge Historiker wurde Rothfels endgültig zur großen Hoffnung. Seine Wirkung auf den Nachwuchs war immens. Theodor Schieder stand im Bann seiner Persönlichkeit, Werner Conze und Erich Maschke waren seine Schüler, für sie war er ein Vorbild und – wie sich besonders nach dem Kriege zeigen sollte – geradezu eine Vaterfigur. Dennoch wurde er 1934, dekorierter Weltkriegsteilnehmer und längst getauft, als „Jude“ von seinem Lehrstuhl vertrieben. Bis 1939 wurde er von Albrecht Brackmann gedeckt und im Preußischen Staatsarchiv beschäftigt, dann mußte er in letzter Minute, kurz vor Kriegsausbruch, wider Willen emigrieren. Seine Schüler hingegen blieben in Königsberg. Ihr akademischer Werdegang erfuhr keine Störung, weil sie politisch schon vor 1933 im rechten Lager standen und dann den Anschluß an den Nationalsozialismus reibungslos vollzogen.¹⁸⁾ Im „Dritten Reich“ begannen sie ohne Ausnahme erfolgreich ihre Karriere.

Werner Conze etwa kam 1910 als Kind einer gemäßigt nationalliberalen Bürgerfamilie zur Welt und „kannte trotz Krieg und Inflation noch jenes Minimum an geistiger und ökonomischer Sekurität, in dem allein Bildung und Bürgerlichkeit gedeihen konnten.“¹⁹⁾ Er war überzeugter lutherischer Protestant und gehörte, wie Theodor Schieder, den er 1929 dort kennengelernt hatte,²⁰⁾ zur „Bündischen Jugend“. Doch weder die Kunstgeschichte, mit der er sein Studium begann, noch die herkömmliche Politikgeschichte, zu der er nach kurzer Zeit wechselte, boten die Möglichkeit, Wissenschaft und Tat zu verbinden, d. h. wissenschaftlich ganz konkret zur Herstellung einer harmonischen, stabilen Gesellschaftsordnung beitragen zu können. Wie aber waren „Einsamkeit und Freiheit“ des Studierens und damit der Verzicht auf ‚Aktion‘ inmitten einer ‚Entscheidungssituation‘²¹⁾ zu verantworten? Fast hätte er auch sein Geschichtsstudium aufgegeben, da fand er 1931 auf der Suche nach einem anregenden Lehrer Hans Rothfels in Königsberg. Der überzeugte ihn „durch die Kraft seiner Persönlichkeit und das Ethos seiner wissenschaftlichen Verantwortung in der Spannung zwischen politischem Sich-Stellen und historisch-kritischer Unbedingtheit vom Wert und von den großen Möglichkeiten seines Faches.“²²⁾ Rothfels wurde bestimmend für Conze. Er wies ihm die Richtung, unter seinem Einfluß begann er Slawistik zu studieren und sich mit osteuropäischer Geschichte zu befassen. Sein Lehrer habe ihn, so Conze, das Studium der Geschichte eigentlich erst beginnen lassen.²³⁾

1934 schrieb er als letzter Doktorand von Rothfels seine Dissertation über

¹⁸⁾ HAAR, „Revisionistische“ Historiker und Jugendbewegung, S. 53.

¹⁹⁾ KOSELLECK, Werner Conze, S. 532.

²⁰⁾ CONZE, Die Königsberger Jahre, S. 25.

²¹⁾ CONZE, Akademische Antrittsrede, S. 55

²²⁾ Ebd. (in der schönen Formulierung über Rothfels ist dessen Selbstverständnis und Praxis als politischer Historiker feinsinnig bezeichnet und gleichzeitig deutlich sichtbar verschleiert).

²³⁾ Vgl. ebd.; Conze an Rothfels vom 5. 4. 1951 (BAK N 1213/158).

die Sprachinsel Hirschenhof – das Reichserziehungsministerium führte ihn unter der Rubrik „Volksgeschichte und Neuere Geschichte“ –, dann folgte er Gunther Ipsen als Assistent nach Wien. Er hatte Ipsen während seiner Promotion kennengelernt, an ihm interessierten ihn dessen „stets historisch gerichteten Bevölkerungs- und agrarsoziologischen Studien“²⁴⁾ sowie die Möglichkeit, im anregenden Grenzgebiet zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft lernen zu können. Er beabsichtigte freilich, Historiker zu bleiben. In Wien verlieh ihm am 14. 12. 1940 die Philosophische Fakultät für seine Arbeit über „Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weißrußland“ den Titel des „Dr. phil. habil.“, ohne daß es Schwierigkeiten gegeben hätte. Dann aber überraschte er am Habilitationstag die Fakultät mit seinem Wunsch, die Lehrbefugnis für „Geschichte, insbesondere osteuropäische Geschichte“ zu erhalten, was im Februar einstimmig abgelehnt wurde. Vielleicht fürchtete der Ordinarius für Osteuropäische Geschichte, Hans Koch, Konkurrenz, vielleicht hatte man wirklich nicht damit gerechnet, daß Ipsens Habilitand Historiker werden wollte. Jedenfalls befand man ihn wegen seiner soziologischen Habilitationsschrift für ungeeignet, das Fach Geschichte zu lehren. Kollege Ipsen habe Conze auf dieses Nebengleis geschoben, meinte Otto Brunner. Für „Volkslehre“ hätte Wien ihn jederzeit genommen, aber Conze orientierte sich lieber nach dem deutschen Osten, nach Posen, wohin er 1944 auf Betreiben Reinhard Wittrams, den er während seiner Recherchen für die Hirschenhof-Arbeit in Riga kennengelernt hatte,²⁵⁾ auf ein Extraordinariat berufen wurde.²⁶⁾

Conze gehörte zu denjenigen Nachwuchshistorikern, die aufgrund ihrer politischen Interessen nach Ostpreußen gekommen waren und von den Karriere-möglichkeiten in der Ostforschung profitierten. Er war an den völkischen Raumordnungsplänen des Nationalsozialismus insoweit beteiligt, als er mit seiner Dissertation, seiner Habilitation und Berichten zur Lage in den Ostgebieten zur empirischen Fundierung dieser Pläne beitrug. In seinem Beitrag für den nicht zustande gekommenen Bukarester Soziologenkongreß von 1939 etwa beschäftigte er sich mit der polnischen Übervölkerung und empfahl en passant: „Parzellierung, Separation, Intensivierung der Wirtschaft, Industrialisierung, Entjudung der Städte und Marktflecken zur Aufnahme bäuerlichen Nachwuchses in Handel und Handwerk sind im einzelnen u.U. äusserst wirk-

24) CONZE, Akademische Antrittsrede, S. 56.

25) Gespräch mit Gisela Conze am 21. 10. 2000.

26) Vgl. Ipsens Habil.-Gutachten vom 10. 10. 1940; das Radiogramm Hans Kochs an die Phil. Fak. der Univ. Wien vom 26. 10. 1940; das Habilitationsdiplom vom 14. 12. 1940 (UAW Phil. DZ 1234–1938/39); Conze an die Phil. Fak. vom 14. 12. 1940; Phil. Fak. an Conze vom 24. 1. 1941; Protokoll der Phil. Fak., betr. Lehrbefugnis Conzes vom 13. 2. 1941; Phil. Fak. der Univ. Wien an den Dekan der Phil. Fak. der Univ. Posen, Reinhard Wittram, vom 6. 1. 1942 (UAW Phil. DZ 1944–1939/40). Zu Ipsen, Conze und Arnold Gehlen in Wien vgl. KOROTIN, „Nach verschiedenen Zwischenfällen ist die Arbeit schließlich bei mir gelandet“, bes. S. 262–276.

sam und lindernd“.²⁷⁾ Der Begriff „Entjudung“ ist in seinen übrigen zugänglichen Schriften selten zu finden, war dies also das berühmte „sprachliche Zugeständnis“ an die Zeit? Oder aber bestätigt die nüchterne Einordnung der „Entjudung“ in eine Reihe weiterer Maßnahmen die These, daß Experten, die Juden eher indifferent gegenüberstanden, „Entjudung“ als eine ganz normale technokratische Strategie neben anderen verstanden?²⁸⁾ Als Conze seine Professur an der Reichsuniversität Posen bekommen sollte, liefen im Hauptamt Wissenschaft kurze Gutachten und Briefe dazu ein. Er wurde als zuverlässiger Parteigenosse bezeichnet, der der SA seit dem 10. 3. 1933 und der Partei seit dem 1. 5. 1937 angehörte und gegen dessen Haltung keinerlei Einwände zu erheben seien. Man kannte ihn als Wissenschaftler, der nationalsozialistisch eingestellt und frontbewährt sei. Persönlich und charakterlich sei nur Gutes bekannt geworden (er sei fest, umgänglich und wissenschaftlich regsam).²⁹⁾ Er war Mitglied der „Deutschen Akademie“ in der Abteilung „Deutsche Ost-Beziehungen“, wurde hin und wieder für seine Arbeit finanziell gefördert, und der Ruf nach Posen spricht ebenfalls dafür, daß Conze dem Regime kaum negativ aufgefallen sein konnte. Die Reichsuniversitäten waren als zukünftige Eliteuniversitäten gedacht, die die Wissenschaft eindeutig in den Dienst des nationalsozialistischen Staates stellen sollten. Nur absolut zuverlässige Leute sollten berufen werden.³⁰⁾ Andererseits bestand Wittram nach dem Kriege darauf, daß sämtliche Berufungen, die er angeregt habe, ausdrücklich auch diejenige Conzes, „frei von partei-ideologischen Gesichtspunkten“ bzw. sogar gegen solche gerichtet gewesen seien.³¹⁾ Außerdem finden sich weder in den erwähnten Gutachten noch in den neuesten Untersuchungen über die Ostforschung Hinweise auf eine unmittelbare Beteiligung Conzes an den Umsiedlungsplanungen – anders als etwa für Theodor Schieder. Eine Rezension über eine eindeutig rassepolitische Studie hat Conze 1940 in einem von Wertungen peinlichst freigehaltenen, referierenden Ton verfaßt.³²⁾ Hatte Theodor Oberländer also recht, als er meinte, Conze habe bloß seine Ruhe gesucht und forschen wollen?³³⁾ Al-

²⁷⁾ CONZE, Die ländliche Übervölkerung in Polen, S. 48.

²⁸⁾ Vgl. KLINGEMANN, Soziologie im Dritten Reich, S. 102, 277–290; ALY/HEIM, Vordenker der Vernichtung, S. 14–16, 287–290, 485–488, 491 f.

²⁹⁾ Vgl. den Briefwechsel mit dem Hauptamt Wissenschaft von Ende 1943 bis Februar 1944 (IfZ MA 116/4). Der Einfluß des Hauptamtes Wissenschaft, auch Amt Rosenberg genannt, auf die akademische Wissenschaft, auch die Sozialwissenschaft, blieb minimal – entgegen seinem Anspruch, die Wissenschaft nationalsozialistisch umzubauen. Für die Karrieren einzelner Wissenschaftler spielte es mit seinen Gutachten zur politisch-weltanschaulichen Zuverlässigkeit allerdings zuweilen eine wichtige Rolle; vgl. KLINGEMANN, Soziologie im Dritten Reich, S. 232–276.

³⁰⁾ Zur Reichsuniversität Posen: CAMPHAUSEN, Die Reichsuniversität Posen 1941–1945.

³¹⁾ Reinhard Wittram, Mein politischer Werdegang (datiert 21. 4. 1946), S. 4 (UAG Rek. PA Wittram).

³²⁾ CONZE, Rez. Zoch, Neuordnung im Osten.

³³⁾ Gespräch mit Theodor Oberländer am 4. 8. 1997. Für die Nachkriegszeit bestätigt Con-

les in allem läßt dasjenige, was sich derzeit über ihn findet, nur das Bild eines Mitläufers erkennen, der zwar immer eine Rolle in der völkischen Wissenschaft gespielt hat, den aber Götz Aly und andere in ihren Fahndungsberichten nie wirklich als Haupttäter benennen können.³⁴⁾ Conze scheint sich entweder nie zu sehr für den Nationalsozialismus engagiert zu haben oder nur durch seinen Kriegsdienst und seine Verwundung an der Ostfront davor bewahrt worden zu sein, sich zu stark engagieren zu können – sieht man davon ab, daß er, wie sein Lehrer Gunther Ipsen, als überzeugter Soldat das „Dritte Reich“ an vorderster Front verteidigte. Trotzdem konnte er sich wissenschaftlich schon so weit etablieren, daß ein Neuanfang nach dem Kriege nicht unmöglich war.

Bei seinen Königsberger Kollegen ist das Verhältnis zum Nationalsozialismus dagegen eindeutig zu bestimmen. Über Erich Maschke hieß es 1942: „Besonders hervorzuheben ist hier sein Bemühen, in Anwendung unserer heutigen Gesichtspunkte an die mittelalterliche Geschichte heranzugehen. Er hat u. a. vor kurzem einen Vortrag über das ‚Erbbild der Staufer‘ gehalten, in dem er versucht, erbbiologische Erkenntnisse für die Erforschung der Geschichte anzuwenden. [...] Politisch ist er einwandfrei. Er ist 1933 in die SA eingetreten und hält dort die Sturmschulung ab. Vom Amt Rosenberg wurde er öfter zur Mitarbeit herangezogen. Im Hauptschulungsamt hält er Vorträge über Ostsiedlung, deutscher Orden usw. Jetzt arbeitet er an dem Schulungsplan der Ordensburgen mit. Ihm ist seine wissenschaftliche Arbeit zugleich politischer Einsatz.“³⁵⁾ Maschke wurde 1901 geboren, erlebte das letzte Jahr des Ersten Weltkrieges als Soldat und studierte nach einem Medizinstudium Geschichte, Geographie und Germanistik in Berlin und Königsberg. Auch er war in der Jugendbewegung, als Motiv nannte er die soziale Krise der Gesellschaft und die – damals nicht unübliche – Abscheu vor der Großstadt, in seinem Falle Berlin.

zes Sohn diese Haltung als Charakterzug Conzes (Gespräch mit Albrecht Conze am 4. 11. 1998). Gisela Conze (Gespräch am 21. 10. 2000) berichtet, daß ihr Mann im Zuge eines kollektiven Beitritts der Königsberger Wissenschaftler in die SA wie die NSDAP eingetreten war, sich aber seines Parteidienstes durch Cellospielen auf den Parteiveranstaltungen entledigt hatte.

³⁴⁾ Dieser Befund ergibt sich, wenn man die immer zahlreicheren Studien zur Vergangenheit der frühen Sozialhistoriker liest (vgl. vor allem ALY/HEIM, Vordenker der Vernichtung; ALY, Macht, Geist, Wahn; DERS., „Daß uns Blut zu Gold werde“; HAAR, Historiker im Nationalsozialismus; FAHLBUSCH, Wissenschaft im Dienste der nationalsozialistischen Politik?; DERS., „Wo der Deutsche ... ist, ist Deutschland!“). Außerdem hat mir Mathias Beer mitgeteilt, daß Conze in den Akten zur Zentralstelle für Nachkriegsgeschichte, dessen Königsberger Abteilung sein Freund Schieder leitete, nicht auftaucht (abgesehen von der Planung einer Geschichte Masowiens). 1934 fand ein Treffen der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft statt, an dem neben Aubin, Schieder, Maschke und Oberländer auch der noch junge Conze teilnahm. Es ist kein Wortbeitrag von ihm protokolliert. Er ist nicht aufgefallen, nach dem Kriege erinnerte sich z. B. Aubin nicht an ihn.

³⁵⁾ Gutachten des NS-Dozentenbundes vom 28. 2. 1942 (IfZ MA 116/10). Es gab auch negative Gutachten über Maschke, vor denen allerdings selbst treue Nationalsozialisten nicht verschont blieben.

Auch für ihn war Hans Rothfels ein Vorbild und Königsberg, wo er 1927 promoviert wurde, ein anregender Ort. 1929 habilitierte er sich für Mittlere und Neuere Geschichte, 1934 bekam er den Professorentitel, 1935/37 und 1942 folgten Rufe auf Ordinariate an die „als Hort der NS-Studentenbewegung bekannte Universität“³⁶⁾ Jena – Siegfried A. Kaehler bescheinigte ihm dort, er sei „wissenschaftlich und sonst wohl ein recht ernst zu nehmender Mann von jugendlichem Tatendrang (35 Lenze)“³⁷⁾ – und an die Universität Leipzig, wo er als NS-Dozentenführer fungierte.³⁸⁾ In Leipzig wurde er dann 1945 von den Russen verhaftet und saß bis 1953 in Gefangenschaft. Seine Kollegen hatten sich zwar um seine Freilassung bemüht, und die Zunft – sie sei keine Gewerkschaft, aber sie kümmerge sich um ihre Mitglieder, schrieb ihm Hermann Aubin – begrüßte seine Rückkehr und bot ihre Hilfe an.³⁹⁾ Doch eine Mittelalter-Professur wollte man ihm wegen seiner politischen Belastungen nicht mehr geben.⁴⁰⁾

Carl Jantke „wurde am 21. September 1909 als Sohn des Direktors der Schichtbauwerke Max Jantke in Elbing/Westpr. geboren.“⁴¹⁾ Er studierte bei Hans Freyer, Gunther Ipsen, Alfred Weber, Carl Brinkmann und Arnold Bergstraesser Sozialwissenschaften und Nationalökonomie; Freyer machte ihn mit der „Deutschen Soziologie“ näher bekannt, Otto Hintzes Werk verdankte er den „Blick auf die methodischen Probleme der neueren Sozialgeschichte“.⁴²⁾ Bis Bergstraesser in die Emigration getrieben wurde, war Jantke dessen Assistent in Heidelberg, und er sah sich, „[o]bwohl Parteimitglied“,⁴³⁾ als Opfer des „Falles Bergstraesser“.⁴⁴⁾ Der Heidelberger Studentenfürer Gustav Adolf

³⁶⁾ VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram, S. 45.

³⁷⁾ Kaehler an Hermann Aubin vom 23. 12. 1935 (in: KAEHLER, Briefe 1900–1963, S. 258).

³⁸⁾ Anschriftenliste Nr. 1 d. NSD.-Dozentenbundes. Stand 25. 10. 1944, S. 9 (BA Research [ehem. BDC], O 847). Zum Lebenslauf: Maschke, Curriculum vitae, 18. XI. 1961; resp. ders., Lebenslauf (HStAS J 40/10 Nr. 19 resp. 98); DERS., Begegnungen mit der Geschichte (der Volksbegriff, der in Königsberg benutzt wurde, soll laut Maschke ein rein menschlicher gewesen sein, ohne jeden politischen Inhalt; ebd., S. X).

³⁹⁾ Das tat seiner Seele wohl; vgl. Ritter an Maschke vom 6. 10. und 22. 10. 1953; Maschke an Ritter vom 17. 10. und 26. 11. 1953 (BAK N 1166/341); Aubin an Maschke vom 4. 11. 1953; Maschke an Aubin vom 26. 11. 1953 (AVHD). Percy Ernst Schramm hatte in einem Rundschreiben an die Historischen Seminare und Archive vom 26. 10. 1953 dazu aufgefordert, Maschke „Sonderdrucke unserer seit 1945 erschienenen Arbeiten zu senden, mit denen er bald wieder den Anschluß an den Stand der Forschung gewinnt“ (BAK N 1188/88).

⁴⁰⁾ Gespräch mit Heinz Gollwitzer am 2. 12. 1997. Eine einschlägige Arbeitsprobe Maschkes aus der Zeit vor 1945: MASCHKE, Das mittelalterliche Deutschum in Polen. Zu Maschke siehe BISKUP, Erich Maschke; BURLEIGH, Germany Turns Eastwards, S. 55–59, 136 f., 199 f. und nunmehr NICKEL, Der Historiker Erich Maschke.

⁴¹⁾ Jantke, Lebenslauf vom 4. 11. 1954, S. 1 (StAH Nr. 2230).

⁴²⁾ Ebd.

⁴³⁾ Jantke, Lebenslauf vom 10. 6. 1949, S. 2 (SFSt. PA Jantke). Von der Parteimitgliedschaft ist in den Lebensläufen von 1954 und 1956 (StAH Nr. 2230) nicht mehr die Rede.

⁴⁴⁾ Zu Bergstraesser, der nicht gerne aus dem nationalsozialistischen Deutschland emigrierte: KLINGEMANN, Das „Institut für Sozial- und Staatswissenschaften“ an der Universität

Scheel erklärte ihn für politisch unzuverlässig, Jantke „emigrierte“ nach Königsberg, wo er Oberassistent im Staatswissenschaftlichen Institut wurde.⁴⁵⁾ Eine solche „Unzuverlässigkeit“ bedeutet allerdings wenig. Jantke war nur sieben Monate nach seiner Volljährigkeit in die NSDAP eingetreten (zum 1. 4. 1931), er hatte politische Tätigkeiten in der HJ, dem NS-Studentenbund und in der SA aufzuweisen, außerdem wurde er in Königsberg Dozentenführer (und Scheel als Reichsdozentenführer sein Vorgesetzter in diesem Amte).⁴⁶⁾ Der „Fall Bergstraesser“ dürfte nicht so entlastend für Jantke zu werten sein, wie er später zu suggerieren versuchte, denn in die Schußlinie von Konkurrenten, die mit Hilfe des Regimes Rechnungen zu begleichen versuchten, geriet man leicht. Theodor Oberländer, Max Hildebert Boehm und Gunther Ipsen sind nur drei prominente Namen, denen andere „Unzuverlässigkeit“ anzuhängen versuchten, obwohl sie gewiß nicht als Gegner des Nationalsozialismus angesehen werden können.⁴⁷⁾ 1939 wurde Jantke denn auch mit einer Arbeit über die Geschichte des neueren Staatsgedankens habilitiert, wobei die „in den grundsätzlichen Teilen der Arbeit enthaltenen Elemente politischer Zeitkritik [...] aus naheliegenden Gründen bei der Veröffentlichung der Arbeit fortgelassen worden“ sind.⁴⁸⁾ Das Originalmanuskript ist verloren, die angeblichen kritischen Elemente verhinderten nicht, daß er 1940 zum Dozenten ernannt wurde. Er bekam nicht viel Zeit zu lehren – u. a. bot er eine Vorlesung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte an –, weil er seine Einberufung an die Ostfront erhielt. Anschließend folgten, wie erwähnt, die Reise nach Vorarlberg, wo er im April 1945 beim Volkssturm diente, dann die Ausweisung nach Bayern. Seit 1946 lebte er in Frankfurt am Main, wo auch er sich an ersten Maßnahmen zur geistigen Bewahrung Ostpreußens beteiligte (er sammelte im Auftrage eines ehemaligen Königsberger Verlages Landschafts- und Städtebeschreibungen Ost-

Heidelberg zum Ende der Weimarer Republik und während des Nationalsozialismus, bes. S. 87–91; RUPP/NOETZEL, *Macht, Freiheit, Demokratie*, S. 121–136; BLOMERT, *Intellektuelle im Aufbruch*, S. 301–328 (Blomert interpretiert den Fall Bergstraessers weniger eindeutig als Klingemann).

⁴⁵⁾ Jantke, Lebenslauf vom 4. 11. 1954, S. 1; ders., Lebenslauf vom 30. 11. 1956 (StAH Nr. 2230); ders., Lebenslauf vom 10. 6. 1949 (SFSt. PA Jantke).

⁴⁶⁾ BA NSDAP-Mitgliederkartei (ehem. BDC), Jantke, Carl, 21.9.09; Meldebogen der Reichsdozentenführung/NSD-Dozentenbund vom 1. 10. 1938 (BA REM [ehem. BDC], PK, Jantke, Carl, 21.9.09); Anschriftenliste Nr. 1 d. NSD.-Dozentenbundes. Stand 25. 10. 1944, S. 9 (BA Research [ehem. BDC], O 847). Scheel war in Hitlers Testament als Reichskulturminister vorgesehen, im Januar 1953 gehörte er zu den im Zuge der Naumann-Affäre Verhafteten (FREI, *Vergangenheitspolitik*, S. 361).

⁴⁷⁾ Vgl. Die Dienststelle des Außerordentlichen und Bevollmächtigten Botschafters des Deutschen Reiches, ihre Mitarbeiter und politischen Auswirkungen, S. 10, 24, 29f. (BA Research [ehem. BDC], SL 10); Amt Wehrmachtsschulung an Hauptamt Wissenschaft vom 25. 2. 1944 und Antwort vom 2. 3. 1944 (IfZ MA 116/6). Die Vorwürfe lauteten auf mit der Parteilinie nicht (ganz) konforme Weltanschauung (bei Ipsen sogar auf „Judenfreundlichkeit“), außerdem erschien die Zugehörigkeit zum Kreise Hans Freyers bedenklich.

⁴⁸⁾ Jantke, Lebenslauf vom 10. 6. 1949, S. 2f. (SFSt. PA Jantke).

preußens) und am Soziographischen Institut arbeitete. 1948 amnestierte ihn der öffentliche Kläger.⁴⁹⁾

Theodor Schieders Nähe zum Nationalsozialismus und seine Beteiligung an der nationalsozialistischen Ostpolitik wird seit einiger Zeit genauer untersucht, besonders seine Mitarbeit am „Generalplan Ost“. Deshalb erwähne ich nur kurz, daß er einer derjenigen Historiker war, die eine radikale Volkstumspolitik unterstützten. Diese Historiker hatten die Tradition der durchaus ambivalenten preußischen Polenpolitik zugunsten einer großangelegten Enteignungs- und Vertreibungspolitik, wie sie von SS und Reichssicherheitshauptamt verfolgt wurde, aufgegeben, und sie versuchten, die Blaupause für diese Politik zu liefern. Schieder, der als Leiter der „Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte“ in das Netzwerk der Ostforschung eingebunden war, wurde herangezogen, um den Entwurf zum Generalplan zu verfassen.⁵⁰⁾

Er war Jahrgang 1908, stammte aus einer bedeutenden protestantischen Bildungsbürgerlichen Familie in Augsburg, studierte in München und Berlin und wurde 1933 von Karl Alexander von Müller promoviert. Von Müller war einer der linientreuen Nationalsozialisten unter den Historikern und förderte Schieders Werdegang aus dem Hintergrund.⁵¹⁾ Schieder war mit Werner Conze eng befreundet, und er zeigte sich, als er nach Königsberg kam, tief beeindruckt von Hans Rothfels, der auch für ihn zu einer Art Vaterfigur wurde.⁵²⁾ Von Rothfels wollte Schieder sich habilitieren lassen, doch nach dessen Vertreibung legte er seine Arbeit Kurt von Raumer vor, ebenfalls ein Schüler von Müllers und Nationalsozialist. Von Raumer war 1939 auf Rothfels' früheren Lehrstuhl berufen worden; als er 1942 nach Münster ging, folgte ihm Theodor Schieder, der zwischendurch Kleo Pleyers Professur in Innsbruck vertreten hatte, auf unterschiedenes Betreiben Herbert Grundmanns als Nachfolger.⁵³⁾ Schieder zählte „zu den positivsten Kräften unter dem jungen Nachwuchs“⁵⁴⁾ und hatte „Dank

⁴⁹⁾ Vgl. die drei Lebensläufe (wie Anm. 45) und den Amnestieschein (SFSt. PA Jantke). Die Amnestie erwähnte er in seinen Lebensläufen übrigens nicht, nur in einem Brief vom 26. 4. 1949 an Otto Neuloh, den Chef der Sozialforschungsstelle Dortmund, in dem er sich „politisch“ als Mitläufer, außerdem amnestiert, bezeichnete (SFSt. PA Jantke; die Anführungszeichen hat Jantke verwendet).

⁵⁰⁾ Zum „Generalplan Ost“ und Schieders NS-Engagement EBBINGHAUS/ROTH, Vorläufer des „Generalplans Ost“; ALY, Macht, Geist, Wahn, S. 172–182; BURLEIGH, Germany Turns Eastwards, S. 55, 165, 176. Zu Schieders Weltanschauung und methodischem Ansatz in den dreißiger Jahren RÜSEN, Continuity, Innovation, and Self-Reflection in Late Historicism, S. 362–369.

⁵¹⁾ Freundlicher Hinweis von Wolfgang Weber, Augsburg.

⁵²⁾ Das geht aus verschiedenen Texten und Briefen der Nachkriegszeit hervor: z. B. Schieder, Hans Rothfels zum 70. Geburtstag am 12. April 1961; Schieder an Rothfels vom 3. 1. 1954, 10. 4. 1966 und vom April 1973 (BAK N 1213/1, 169, 172).

⁵³⁾ Grundmann an Hans Schaefer vom 11. 5. 1948, S. 3 (UAL NI Grundmann 100/11).

⁵⁴⁾ Hauptamt Wissenschaft an die Parteikanzlei vom 3. 12. 1942, betreffend Schieders Ernennung zum Ordinarius in Königsberg (IfZ MA 116/14).

der erfreulichen Breite seiner sozial- und geistesgeschichtlichen Basis [...] ein methodisch sicheres und politisch klares Verständnis für die Vielfalt der Wurzeln der Reichsrealität und der politischen Gegenwartsbeziehungen gewonnen“.⁵⁵⁾ Grundmann, der sich bestens mit ihm verstand, fand ihn „tatkraftig, politisch entschieden, aber nicht übertrieben“.⁵⁶⁾ 1943 wurde Schieder zum Dekan der Philosophischen Fakultät ernannt, gegen Ende des Krieges floh er, wie vermerkt, nach Dietmannsried. Noch im März 1945 kreisten seine Gedanken um den geliebten Osten,⁵⁷⁾ doch im Mai mußte er einsehen, daß auf Rückkehr keine Hoffnung mehr bestand. Mit Hilfe des Königsberger Kurators Friedrich Hoffmann setzte er die Befreiung von Teilen seiner Vergangenheit in Gang.⁵⁸⁾

Werner Markert wurde 1905 in Leipzig geboren, auch seine Eltern, eine Juristenfamilie, gehörten dem gehobenen Bürgertum an, auch er kam über die Jugendbewegung in den Osten. Er studierte Slawistik, Soziologie und Geschichte in Leipzig, Heidelberg und Hamburg, u. a. bei Hans Freyer, Arnold Bergstraesser und Alfred Weber. Die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus prägte seine Arbeit, 1931 wurde er mit einer „politischen Soziologie von Rußland“ promoviert. Wenn man der mustergültigen Hagiographie Gotthold Rhodes folgt,⁵⁹⁾ dann hat es sich Markert im „Dritten Reich“ nicht dadurch leicht gemacht, daß er wie andere Kollegen in die innere oder äußere Emigration abtauchte, sondern er nahm die Prüfungen und Entsagungen auf sich, welche die politische Entwicklung allen auferlegte, die für amtliche Tätigkeiten in Frage kamen. Otto Hoetzsch holte Markert 1934 als Generalsekretär in die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas“ nach Berlin, Markert sollte sich dort nebenbei habilitieren. 1935 jedoch wurde Hoetzsch amtsenthoben, man warf ihm vor, der Sowjetunion zu versöhnlich gegenüberzustehen.⁶⁰⁾ Statt nun von Hoetzsch abzurücken, um die eigene Karriere zu retten, so Rhode, hielt Markert diesem die Treue. Eine neue, große Aufgabe wuchs ihm durch

⁵⁵⁾ Nachgereichtes Gutachten des Hauptamtes Wissenschaft vom 23. 1. 1943 (IfZ MA 116/14). Als einziges Manko machte der Gutachter „eine gewisse romantische Vorliebe für Ordnungen als solche und gelegentlich eine Überschätzung von Dekreten und Institutionen“ aus, „die sein [Schieders] Verständnis für Macht, Tat und Wagnis einzuengen“ drohten (S. 2).

⁵⁶⁾ Grundmann an Peter Rassow vom 10. 7. 1944 (UAL NI Grundmann [Bf. Königsberg] 99).

⁵⁷⁾ Er machte sich Gedanken um seine Mitarbeit an einer Untersuchung über die „Führungsauslese in der deutschen Geschichte“, zu der Wittram ihn vor Abbruch der Verbindung nach Posen um Mitarbeit gebeten hatte: „Oder stehen Sie in einem dringenderen Forschungseinsatz für den Osten, um den doch alle unsere Gedanken kreisen?“ (Schieder an Wittram vom 9. 3. 1945 [BAK N 1226/3]).

⁵⁸⁾ Vgl. ALY, Macht, Geist, Wahn, S. 156 f.

⁵⁹⁾ Vgl. den Nekrolog Rhodes: Gedenkrede für Werner Markert am 60. Geburtstag, dem 3. 12. 1965 (UAT 131/343).

⁶⁰⁾ Zu Hoetzsch: BURLEIGH, Germany Turns Eastwards, S. 13–39, bes. S. 33.

Hoetzsch' Abgang zu, nämlich die Abfassung eines monatlichen Berichtes über alle Länder Osteuropas, 250 bis 300 Druckseiten, mit denen er, „[f]rei von Vorurteilen und allen Schlagworten der Zeit [...] ein Musterbeispiel sauberer Zeitchronik und sachlicher Analyse“⁶¹⁾ geboten haben soll. Für die Habilitation blieb keine Zeit, im Krieg war er Soldat und im Sommer 1945 fand auch er sich in der Provinz wieder, in Stolzenau an der Weser.

Markert war ein entschiedener Nationalsozialist. Von Vorurteilslosigkeit findet sich keine Spur. Er war NSDAP-Mitglied, seit dem Sommer 1933 in der SA, politischer Ausbilder für den Sturmbann III/106 und als Offizier der SS für die Plünderung osteuropäischer Bibliotheken verantwortlich. Außer von Reinhard Wittram sollen von keinem anderen Osteuropahistoriker derart weitgehende Einlassungen zugunsten des Regimes überliefert sein.⁶²⁾ Aber selbst Markert wurde 1945 nicht zur Rechenschaft gezogen.

Eine ganze Reihe weiterer Königsberger Akteure haben mit unserem Thema weniger zu tun, so etwa Hans Linde, Rudolph Craemer, der mit Conze und Schieder eng befreundet und Schüler Rothfels' war, oder Helmut Haufe. Sie alle waren, wie die schon vorher Genannten, Experten, die in der Ostforschung ihren Beruf gefunden hatten, und sie standen dem Nationalsozialismus mehr als nur nahe. Sie alle waren in die komplexen Netzwerke der Ostforschung bzw. der Volksgeschichte⁶³⁾ verflochten und an der rassistischen Raumordnungspolitik des Nationalsozialismus beteiligt – dazu kamen die Nicht-Königsberger Reinhard Wittram, Otto Brunner, Hermann Aubin und andere, auf die ich fallweise zu sprechen kommen werde. Alle standen in enger Verbindung miteinander, so gut wie alle kamen nach 1945 mehr oder weniger problemlos erneut in der Wissenschaft unter, und zwar mit Hilfe der effektiven personellen Netzwerke, die ursprünglich für die Belange der Ostforschung aufgebaut worden

61) Gotthold Rhode, Gedenkrede für Werner Markert am 60. Geburtstag, dem 3. 12. 1965, S. 6 (UAT 131/343).

62) OBERLÄNDER, Historische Osteuropaforschung im Dritten Reich, S. 21. Zu Markert im „Dritten Reich“ vgl. ebd., S. 20f., 23; BURLEIGH, Germany Turns Eastwards, S. 36f.; CAMPHAUSEN, Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung im Dritten Reich 1933–1945, S. 166–172.

63) Die frühe Sozialgeschichte wurzelte personell und methodisch in der „Volksgeschichte“, jenem ambitionierten Projekt der Zwischenkriegs- und Kriegszeit, das Historiker, Raumforscher, Soziologen, Archäologen, Geographen, Wirtschaftswissenschaftler, Linguisten und Volkskundler in dem Bemühen zusammenführte, das Territorium und die Gesellschaft der deutschen Nation mit Hilfe moderner historisch-soziologischer Untersuchungen zu stabilisieren, gegen territoriale Ansprüche der Nachbarn zu verteidigen und schließlich bis weit in den Osten auszudehnen. Die Volkshistoriker richteten ihren Blick vom Staat, den Eliten und der Politik auf sämtliche Kulturproduktionen des „Volkes“ und die Wechselwirkung mit dem von ihm geprägten Kulturraum. Sie begannen, ihre empirische Arbeit mit Hilfe von Theorien zu leiten, und verbanden besonders die Historiographie mit der Soziologie in erstaunlichem Ausmaß. Ausführlich dazu: OBERKROME, Volksgeschichte.

waren. Unvorhergesehen erwiesen sich diese nun als höchst nützlich für eine Reetablierung ihrer Mitglieder im Westen.

II Die deutsche Ostforschung

Die Netzwerke der Ostforschung⁶⁴⁾ sind für die Zeit vor Kriegsende bis in ihre kleinsten Verästelungen schwer zu überblicken. Sie bestanden aus verschiedenen Instituten, Arbeitskreisen, Wissenschaftlergruppen oder halbamtlichen Dienststellen, teilweise an Universitäten angebunden, teilweise staatlich gefördert, teilweise im Archivwesen situiert, zum guten Teil mit der lokalen Volkstumspolitik liiert, die oft ein Scharnier zwischen Politik und Wissenschaft darstellte. Die einzelnen Gruppen konkurrierten zwar miteinander um Einfluß auf die Politik, um Forschungsmittel und um Reputation, und sie hatten ihr Forschungsgebiet, den Osten, in *claims* aufgeteilt, die sie eifersüchtig gegen die Nachbarn zu behaupten suchten. Doch daß man sich in Fraktionen zerspaltete (die man in anderer Form erneut in der Bundesrepublik ausmachen kann), hieß nicht, daß man sich nicht eines übergeordneten Zusammenhanges bewußt gewesen wäre, und der war ein doppelter: einmal die – wenn auch nach 1945 nicht ganz problemlose – Zugehörigkeit zur *scientific community* der Historiker insgesamt, zum andern die Zugehörigkeit zur *scientific community* der Ostforscher. Diese Zugehörigkeiten schufen Verbindungen über Konkurrenzverhältnisse hinweg, und in dieses Geflecht waren die Königsberger zu ihrem Vorteil eingebunden.

Die Angehörigen der Ostforschung arbeiteten an derselben Sache, im selben Bewußtsein, das man in besonderer Reinheit in den Arbeiten von Hermann Au-

⁶⁴⁾ Vgl. ALY/HEIM, Vordenker der Vernichtung; ALY, Erwiderung auf Dan Diner; BEER, Die Landestelle Schlesien für Nachkriegsgeschichte 1934 bis 1945; BURLEIGH, Germany Turns Eastwards; EBBINGHAUS/ROTH, Vorläufer des „Generalplans Ost“; FAHLBUSCH, Wissenschaft im Dienste der nationalsozialistischen Politik?; DERS., „Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!“; HAAR, Historiker im Nationalsozialismus; HACKMANN, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht, S. 169–210, 242–256; JACOBET U. A., Völkische Wissenschaft; MELTON, From Folk History to Structural History, S. 280–286; OBERKROME, Volksgeschichte; DERS., Reformansätze in der deutschen Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit; DERS., Geschichte, Volk und Theorie; DERS., Historiker im „Dritten Reich“; OBERLÄNDER, Historische Osteuropaforschung im Dritten Reich; RÖSSLER, „Wissenschaft und Lebensraum“; VOLKMAN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram. Eine frühe und sehr deutlich kritische Bestandsaufnahme der Ostforschung lieferte 1966 – ohne Resonanz zu erfahren – PHILIPP, Nationalsozialismus und Ostwissenschaften (Werner Philipp war vor 1941 selbst kurze Zeit Dozent in Königsberg; vgl. OBERLÄNDER, Historische Osteuropaforschung im Dritten Reich, S. 13 f.). Vgl. auch CAMPHAUSEN, Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung im Dritten Reich 1933–1945 (die historische Rußlandforschung konnte laut Camphausen ihre Integrität deshalb halbwegs wahren, weil sich die Nationalsozialisten wenig für sie interessierten; vgl. S. 397–399); VOIGT, Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945, S. 234–315.

bin⁶⁵⁾ ablesen kann. 1885 geboren, widmete er sich in Bonn der rheinischen Landeskunde, der „Westforschung“.⁶⁶⁾ Seit 1929 Ordinarius in Breslau, einer weiteren „Frontuniversität“, übertrug er die am Rheinland entwickelten Methoden auf den Osten – um die „ethnischen Probleme“ dort zu lösen, wie er 1930 schrieb.⁶⁷⁾ Vor 1945 sah seine Problemsicht dabei wie folgt aus: Seit dem Mittelalter stand „Asien“ gegen das „Abendland“; die deutsche Ostgrenze, eine im Vorrücken erstarrte Front, markierte zugleich die Ostgrenze des Abendlandes. Ihr Ausbau war über Jahrhunderte hinweg universal-okzidentale Angelegenheit. Für Aubin hatten Staats- und Volksgebiet übereinzustimmen, für die Reichsgrenze verlangte er moderne staatsrechtliche Qualitäten: „Das Lehnswesen“ versucht, „den eindeutigen Charakter der Reichsgrenze zu erweichen und zu durchbrechen“, die „einst einheitliche und klare Westgrenze ist völlig zersetzt, zerfetzt und aufgelöst.“ Nirgends ist „die Gleichung des Staats- und Volksgebietes so unvollkommen wie an unserer Ostfront“.⁶⁸⁾ Deutsches Reich, das Abendland oder Frankreich beschrieb Aubin jeweils als klare Einheiten mit einheitlichem machtsstaatlichen und kulturellen Willen und entsprechend zentralisierten politischen Handlungen. Kulturen läßt er vor unseren Augen als handelnde Personen auftreten, sie stehen sich gegenüber und versuchen sich zu beeinflussen, oder sie stehen als Erben bereit, um einer siechen Kultur frisches Blut zu injizieren. Eine Kultur kann Verantwortung für die Welt tragen und ihr gerecht werden, sich ihr entziehen oder versagen, und die dauerhafte Leistung der germanischen Kultur sei es gewesen, die Antike wiederbelebt und seine Nachbarvölker in Ost und West kulturell gehoben zu haben. Die Essenz dieses Denkens und dieses Mittelalterbildes ist mit den Begriffen Sittenreinheit, Ordnung, Perfektion und Eindeutigkeit genau charakterisiert.⁶⁹⁾

⁶⁵⁾ Apologetisch zu Aubin: GRUNDMANN, Hermann Aubin; RHODE/KUHN, Hermann Aubin und die Geschichte des deutschen und europäischen Ostens. Dagegen kritisch: BURLEIGH, *Germany turns Eastwards*, S. 302–307, 314f.; RAEFF, *Some Observations on the Work of Hermann Aubin*; E. MELTON, *Comment* (Melton hebt besonders auf die steril-eindimensionale Denkweise Aubins ab, von der man – im Gegensatz zu Brunners Arbeiten – nichts lernen könne. Seine Nachfolger hätten sich kaum noch mit ihm auseinandergesetzt).

⁶⁶⁾ Vgl. DIETZ, *Die interdisziplinäre „Westforschung“ der Weimarer Republik und NS-Zeit als Gegenstand der Wissenschafts- und Zeitgeschichte*; SCHÖTTLER, *Die historische „Westforschung“ zwischen „Abwehrkampf“ und territorialer Offensive*.

⁶⁷⁾ AUBIN, *Wege kulturgeschichtlicher Erforschung des deutschen Ostens*, S. 49.

⁶⁸⁾ AUBIN, *die Ostgrenze des alten Deutschen Reiches*, S. 68–70.

⁶⁹⁾ Vgl. AUBIN, *Der Anteil der Germanen am Wiederaufbau des Abendlandes nach der Völkerwanderung*; DERS., *Die Ostgrenze des alten Deutschen Reiches*; DERS., *Zur Frage der historischen Kontinuität im Allgemeinen*; DERS., *Aufgaben und Wege der geschichtlichen Landeskunde*; DERS., *Das erste Deutsche Reich als Versuch einer europäischen Staatsgestaltung*; DERS., *Die geschichtliche Stellung der ostdeutschen Wirtschaft*; DERS., *Staat und Nation an der deutschen Westgrenze*; DERS., *Wege kulturgeschichtlicher Erforschung des deutschen Ostens*; DERS., *Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung*. Seine Gedanken finden sich ebenso ungeschminkt in seinem Eröffnungsreferat zur 8. Mitgliederversammlung des

In der Bundesrepublik ließ Aubin seine zwischen 1925 und 1944 entstandenen Texte erneut drucken. Er bereinigte sie um die direkt nationalsozialistischen Bezüge,⁷⁰⁾ zeigte im ganzen aber der Öffentlichkeit ungerührt, daß er nach 1945 genauso dachte wie vorher. Seine Geschichte blieb einfach: Asien steht gegen das Abendland, dazwischen liegt Ostmitteleuropa, „Zwischeneuropa“, ohne eigene Geschichte, als „Sonderraum“, bloß Zone der Überschneidung „zwischen der abendländischen Welt und dem ihr im tiefsten Grunde wesensfremden Osten“.⁷¹⁾ Kulturell ist „Zwischeneuropa“ seit dem Mittelalter durch Deutschland aufgebaut worden, aber seine Entwicklung war „nicht über das Maß von Großstämmen hinausgediehen“.⁷²⁾ Die „undeutschen Nachbarn“, die „Eingeborenen“⁷³⁾ lehnten sich „gegen die geschichtlich erwachsene Stellung des Deutschtums“⁷⁴⁾ auf, und der Raum fiel der „Balkanisierung“ anheim. Schließlich ruinierte Hitler in seiner Maßlosigkeit das große Werk, „diesen Grenzwall des Abendlandes gegen das bolschewistische Rußland fest zu machen“, Rußland „brach tief in den deutschen Kern Mitteleuropas ein.“⁷⁵⁾

Eine derartige Kontinuität der Weltsicht zeichnete die gesamte Ostforschung aus.⁷⁶⁾ Seit der Zwischenkriegszeit diente sie dazu, politische Ordnungskonzepte wissenschaftlich zu untermauern. Ihre Mitglieder waren in die rassisti-

Herder-Forschungsrates: Niederschrift der 8. Mitgliederversammlung des Herder-Forschungsrates am 1. 5. 1953, S. 2–5 (BAK N 1188/264).

⁷⁰⁾ Vgl. den Briefwechsel mit Franz Petri (1965) zur Herausgabe der Aufsatzsammlung „Grundlagen und Perspektiven geschichtlicher Kulturraumforschung und Kulturmorphologie“ (BAK N 1179/17). Aubin verwendete nicht die damals übliche Formel, daß die Arbeiten „neuen Erkenntnissen der Forschung“ angepaßt worden seien. Möglicherweise reklamierte auch er für sich die in weiten Bevölkerungskreisen erprobte Denkfigur, daß der „Zeitgeist“ eben Anpassungen erzwingt, gegen die man sich nicht wehren könne: „Wir haben dann vor der Neuveröffentlichung einzelne Stellen den heutigen Verhältnissen entsprechend geändert.“ (Ingeborg von Klocke [über einschlägige Texte ihres Mannes] an Aubin vom 17. 3. 1966 [BAK N 1179/12]).

⁷¹⁾ AUBIN, An einem neuen Anfang der Ostforschung, S. 7.

⁷²⁾ Ebd., S. 6.

⁷³⁾ AUBIN, Die Deutschen in der Geschichte des Ostens, S. 793, 776.

⁷⁴⁾ AUBIN, An einem neuen Anfang der Ostforschung, S. 8.

⁷⁵⁾ Ebd., S. 11.

⁷⁶⁾ Vgl. z. B. HELBIG, Deutsche Siedlungsforschung; DERS., Deutsche Siedlungsforschung, 2. Bericht; DERS., Deutsche Siedlungsforschung, 3. Bericht; SCHLENGER, Forschungsprobleme der modernen Siedlungsgeschichte, S. 42 f.; DERS., Rez. Der deutsche Osten und das Abendland. Helbig setzte seinen Literaturbericht zur Siedlungsforschung, dessen ersten Teil er 1944 abgeliefert hatte, 1951 völlig nüchtern fort und stellte Arbeiten aus der Zeit von vor 1945 vor, im selben Ton wie 1944. Er sprach vom „germanische[n] Charakter des rheinischen Frühmittelalters“ (HELBIG, Deutsche Siedlungsforschung, 2. Bericht, S. 116), davon, daß Nordfrankreich und Wallonien bis an Seine und Loire germanisch geprägt seien, daß romanische *Namen* die germanische *Kultur* bloß überlagert hätten und dergleichen mehr. Schlenger wollte im selben Jahr die Siedlungsforscher wieder in die Nachbarländer schicken, damit die Aufdeckung germanischen Kulturbodens nicht spekulativ, sondern durch Feld- und Archivarbeit gesichert werde.

sche Großraumpolitik des „Dritten Reiches“ involviert, doch nach 1945 fühlten sie sich in der „grosse[n] ruhige[n] Sicherheit des guten Gewissens“ geborgen, weil ihre Wissenschaft ohne wirkliche Verbindung zum Faschismus geblieben sei. Der habe im Gegenteil – „in die Maske des Nationalen gekleidet“ – ihre wertvolle Arbeit auf das Äußerste gefährdet.⁷⁷⁾ Dementsprechend erklärte Aubin zum „neuen Sinne“⁷⁸⁾ der Ostforschung nicht eine Distanzierung von den alten Arbeiten, Fragen und Konzepten, sondern ihre Intensivierung und räumliche Entgrenzung. Nicht wegen alter weltanschaulicher Irrtümer, sondern wegen einer neuen politischen Lage hatten er und seine Kollegen umzudenken – und die Ostforschung noch tiefer als bisher nach Rußland hinein auszudehnen, um der großen Aufgabe gerecht zu werden, „das Wesen der großen Erscheinung des Bolschewismus in seiner Herkunft und den Bedingungen seiner Entstehung auf dem Boden Rußlands [...] zu erkennen.“⁷⁹⁾ Ungebrochen wandten sich die Ostforscher nach dem Kriege mit Gutachten und Memoranden, die auf über den Krieg gerettetem Material basierten, an die Alliierten, um ihnen die Bedeutung des deutschen Ostens für den gesamten Westen klar zu machen. Zwar befand man sich nun in der Defensive und hatte zuerst für die geistige Befestigung der neuen Grenze zu sorgen,⁸⁰⁾ doch nichts hatte den Glauben zerstören können, daß nur Deutschland in der Lage sei, Ostmitteleuropa dauerhaft zu ordnen. Ohne zu zögern, belebte man die Zielsetzungen von 1918 wieder: „Die Lage von 1918 hat sich 1945 in einem nach allen Richtungen gesteigerten Masse wiederholt.“⁸¹⁾ Niemand focht diese Parallelsetzung an, und nicht lange darauf durfte die Ostforschung feststellen, daß auch die neue westdeutsche Regierung eine antikommunistische Ostpolitik betrieb und sich der Ostforschung bediente. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges konnten große Teile der Ostforschung sich dann auf Jahrzehnte hinter der Illusion eines zeitlosen, unwandelbaren Verhältnisses zum Osten verschanzen und einer Revision ihrer Weltsicht entgehen.⁸²⁾

77) Beide Zitate in der Niederschrift der 8. Mitgliederversammlung des Herder-Forschungsrates am 1. 5. 1953, S. 3 (BAK N 1188/264).

78) AUBIN, An einem neuen Anfang der Ostforschung, S. 15.

79) Ebd., S. 4.

80) Vgl. Herder-Institut an die Universität Tübingen vom 25. 2. 1953, S. 2 (UAT 131/153); Denkschrift über die Bildung eines „Arbeitskreises Ost“ an der Universität Hamburg, 1954, S. 1 (SFSt. S/3).

81) Herder-Institut an die Universität Tübingen vom 25. 2. 1953, S. 1 (UAT 131/153).

82) Zur Ostforschung nach 1945 und den Nachkriegskarrieren der Ostforscher besonders BURLEIGH, *Germany Turns Eastwards*, S. 246–249, 300–321; HACKMANN, „An einem neuen Anfang der Ostforschung“; DERS., *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht*, S. 320–357; MÜHLE, „Ostforschung“, bes. S. 338–349; OBERLÄNDER, *Das Studium der Geschichte Osteuropas seit 1945*. OBERLÄNDER, *Historische Osteuropaforschung im Dritten Reich*, S. 28 f., bringt ein Beispiel, wie selbstverständlich auch 1963 noch die Manipulation wissenschaftlicher Ergebnisse zugunsten politischer Rücksichtnahmen hingenommen wurde. Zwei Beispiele von vielen für den sofort nach 1945 offensiv und an allen

Der Gleichschritt mit der Politik und die effektive Netzwerkarbeit ermöglichten es der Ostforschung, sich nach dem Kriege im Westen zu reetablieren. In Marburg wurde 1950 das „Johann Gottfried Herder-Institut“ gegründet, in Göttingen konstituierte sich ab 1946 die „Arbeitsgemeinschaft für Osteuropaforschung“ („Göttinger Arbeitskreis“), in Stuttgart entstand 1948 die „Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde“ (DGO), in München nahmen sich seit 1952 Institute des Ostens und Südosteuropas und in Lüneburg seit 1951 des Nordostens an. Die „Arbeitsgemeinschaft der Ost-Institute“, am Herder-Institut situiert, bildete eine Dachorganisation. Diese Institute, an denen viele der nicht entnazifizierbaren Ostforscher ein Unterkommen fanden, bündelten die Ressourcen und übernahmen die Lobbyarbeit für die „neue“ Ostforschung. Sie beschworen die Notlage des Faches und forderten die Universitäten auf, es zu integrieren und Lehrstühle zu schaffen. Sie suchten Nachwuchs zu rekrutieren, indem sie Studierende für die Ostforschung zu interessieren und Projekte von Nachwuchswissenschaftlern zu fördern versuchten, und sie entwarfen Aktionspläne zum Ausbau ihrer Disziplin. Sie bekamen Unterstützung. Historikerverband, Rektorenkonferenz und Kultusministerkonferenz zeigten sich der Ostforschung wohlgesonnen, die DFG erkannte die Osteuropäische Geschichte 1956 als Sonderfach an. Trotz gebrochener Karrieren zahlreicher Ostforscher und gewisser Schwierigkeiten – Nachwuchsmangel oder bloß verbale Unterstützung durch die Geschichtswissenschaft und gar die Mitglieder des Herder-Institutes – gelang das Überleben dieser hochpolitischen und politisch schwer belasteten Wissenschaft vergleichsweise reibungslos.⁸³⁾

geistigen und publizistischen Fronten wiederaufgenommenen Kampf um den Osten: BRAUN, Fünf Jahre Arbeit für den deutschen Osten; SCHIEDER, Die großen Momente der ostpreußischen Geschichte. Ohne Probleme knüpfte nicht nur Schieder an die eigenen Arbeiten aus der Kriegszeit an.

⁸³⁾ Zu dieser erfolgreichen Lobbyarbeit und den angedeuteten Problemen vgl. die Niederschrift über die Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft der Historischen Kommissionen und landesgeschichtlichen Institute während der Versammlung deutscher Historiker in München, am 15. Sept. 1949, S. 1 (Anlage III zum Protokoll über die Sitzungen der 20. Versammlung deutscher Historiker [12.–14. Sept. 1949] [...] zu München [AVHD]); Protokoll der Mitgliederversammlung des VHD am 15. 9. 1951, S. 11 (BAK N 1179/51); Rundschreiben der Deutschen Gesellschaft für Ostforschung vom 1. 12. 1952 (UAT 131/343); Protokoll der 11. Mitgliederversammlung des Herder-Forschungsrates am 29. 4. 1955, S. 4–7 (BAK N 1213/24); Aubin an Maschke vom 25. 3. 1957, S. 3 (BAK N 1179/32); Wittram u. a. an Conze vom 8. 1. 1958 (BAK N 1226/28); Rundschreiben des Herder-Institutes vom 15. 12. 1959 (UAT 131/166, Nr. 90); MENDE/HOFFMANN/KOCH, Beiträge zur Ostforschung; sowie die Briefwechsel, Rundschreiben, Protokolle und Gutachten in der Sozialforschungsstelle (SFSt. I 13, 16, 33) und dem Nachlaß Aubins (BAK N 1179/43–50). Gerhard Ritter gestand auf dem Historikertag 1949 ein, daß im „Gesamtbetrieb der deutschen Wissenschaft“ entschieden zu wenig für den Osten geschehen sei: Protokoll über die Sitzungen der 20. Versammlung deutscher Historiker (12.–14. Sept. 1949) [...] zu München, S. 7 (AVHD). – Zum Herder-Institut: WECZERKA, Johann Gottfried Herder-Forschungsrat und Johann Gottfried Herder-Institut.